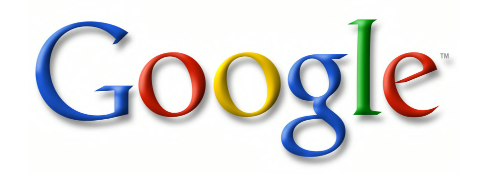
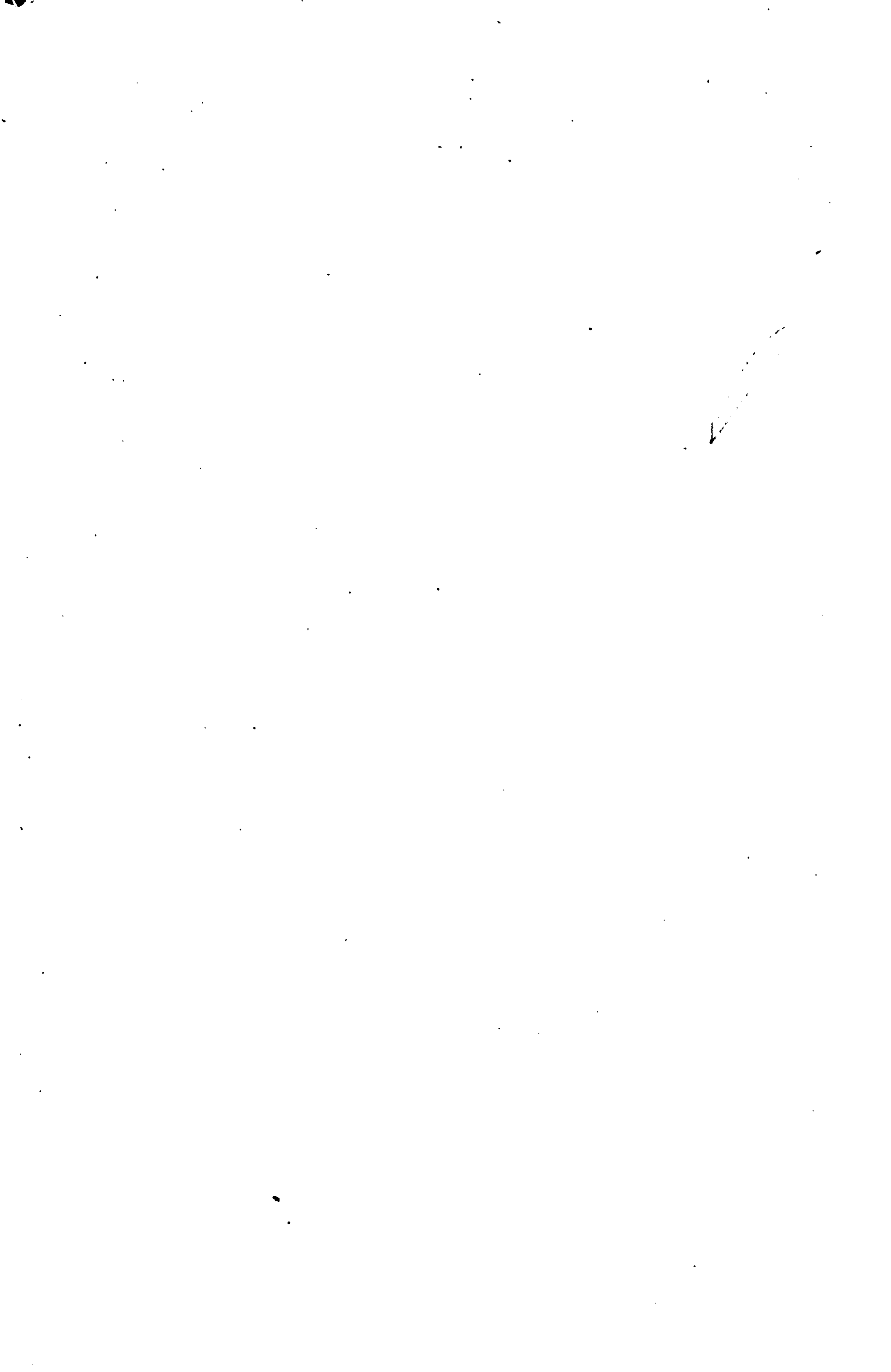



UC-NRLF
$B 259 469
GR
98
K79
1902
v. 1
MAIN
Jüdische
agen u. Legenden
von
Dr. Bernhard Kuttner
I. Bändchen
Verlag von J. Kauffmann
Frankfurt am Main
YB02640


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Jüdische Sagen und Legenden

für

jung und alt

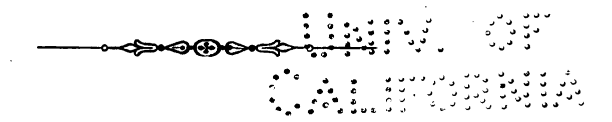
gesammelt und wiedererzählt

von

Dr. Bernhard Kuttner,
Professor an der Realschule Philanthropin zu Frankfurt a. M.

---

1. Bändchen.



Frankfurt am Main.
Verlag von J. Kauffmann.
1902.

Vorsanger



Druck von M. Lehrberger u. Comp. in Rödelheim.

Inhalt
des 1. Bändchens.

Inhalt

des 1. Bändchens.

Abkürzungen.

T. wej. - Sefer Tam wejaschar, Sulzbach 1783.

R. Mb. - Maassebuch, Rödelheim 1753.

W. Mb. - Maassebuch, Wilmersdorf o. J.

Vorwort.

Jüdische Sagen und Legenden sind wohl schon früher gesammelt worden — ich erinnere z. B. an die sogenannten Maaßebücher — aber diese Sammlungen sind entweder wegen ihrer Sprache und Auswahl für weitere Kreise ungenießbar, oder sie sind verschollen und schwer zugänglich. Daher kommt es, daß selbst Gebildete von dem Vorhandensein eines reichen jüdischen Sagenschatzes, an dem unsere Vorfahren sich erfreuten und erbauten, keine Kenntnis haben und bei Erwähnung eines solchen ungläubig den Kopf schütteln. Spricht man aber davon und wird gebeten, ein Sagenbuch zu nennen, so ist man in Verlegenheit, da man keins kennt.

Und doch steht der jüdische Sagenschatz keinem anderen nach! Und doch birgt er echtes Gold, das nur zutage gefördert zu werden braucht, um auch heute noch jung und alt zu erfreuen und namentllich ein Zeugnis abzulegen nicht nur von der schöpferischen Phantasie unserer Vorfahren, von ihrem kindlichen Gemüt und ihrer lautern Frömmigkeit, sondern auch von ihren Leiden und Freuden, ihrem Wünschen und Hoffen. Daraus erhellt aber auch die hohe Bedeutung des jüdischen Sagenschatzes.

In einer Zeit, wo alle Erzeugnisse der jüdischen Litteratur aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen und allgemein zugänglich gemacht werden, um ihr endlich die ihr gebührende Stellung zu verschaffen, darf auch wohl eine Auswahl jüdischer Sagen und Legenden eine freundliche Aufnahme hoffen.

Frankfurt a. M., Juni 1902.

Kuttner.

1. Josef.

Als die Ismaeliten Josef um 20 Silberlinge gekauft hatten, setzten sie ihren Weg nach Ägypten fort. Aber Josef weinte und schrie, da er seiner Heimat und seinem Vater den Rücken kehren sollte, so daß die Ismaeliten ungeduldig wurden und einer von ihnen ihm einen Backenstreich versetzte. Nun weinte und klagte Josef nur um so bitterlicher; und da seine Betrübnis gar so groß war, vermochte er sich nach einiger Zeit nur noch mühsam auf den Füßen zu halten. Aber die Ismaeliten schlugen und trieben ihn unbarmherzig weiter. So näherten sie sich der Stadt Bethlehem, wo sich Rahels Grab befindet. Da eilte Josef voran, warf sich auf das Grab seiner Mutter und rief weinend aus: „O Mutter, Mutter, wach' auf und sieh deinen Sohn als Sklaven verkauft, und niemand erbarmt sich seiner! Wach' auf und sieh die Thränen über seine Wangen rinnen! Wach' auf, o Mutter, und weine mit ihm über die Herzlosigkeit seiner Brüder! Erwach' aus deinem Schlafe und richte zwischen mir und meinen Brüdern, die mir mein Ehrenkleid ausgezogen und mich als Sklaven verkauft haben — und keiner, der sich meiner annimmt! Wach' auf und erhebe Klage für mich vor Gottes Thron, damit er richte zwischen mir und meinen Brüdern! Wach' auf, o Mutter, und tröste meinen alten Vater, daß er nicht in seinem Schmerz erliege; denn er hat sonst keinen Tröster!" So klagte er noch eine Weile, dann aber schwieg er und blieb stumm. Da hörte er eine Stimme aus dem Grabe; sie klang so dumpf und traurig: „O Josef, Josef, mein Kind! Dein Weinen und dein Klagen habe ich vernommen, und mein Herz ist gar sehr betrübt um deinetwillen. Doch fasse Mut, vertraue auf Gott, er ist mit dir und wird dich auch in Ägypten nicht verlassen." Betroffen horchte Josef auf, die Sehnsucht nach seiner Mutter kam noch heftiger über ihn, und wieder

begann seine Klage, und wieder flossen seine Thränen auf das Grab. Aber fluchend und polternd nahte einer der Ismaeliten, schlug nach Josef und zog ihn gewaltsam von dem Grabe. „Laßt mich Gnade finden in euren Augen," flehte Josef, „und bringt mich zu meinem Vater zurück; ihr werdet reiches Lösegeld von ihm bekommen; ich bin kein Sklave." Aber sie hörten nicht auf ihn, sondern trieben ihn mit unbarmherzigen Schlägen und Stößen weiter. Da erbarmte sich seiner Gott im Himmel. Er sandte ein entsetzliches Unwetter; der Himmel wurde finster, ein Sturmwind erhob sich, gewaltiger Donner ließ die Erde erzittern, und schreckliche Blitze drohten jeden Augenblick die Männer zu erschlagen. Auch die Saumtiere gerieten in Furcht und wollten in der unheimlichen Finsternis nicht von der Stelle. Wohl schlugen die Treiber auf sie ein, aber die Tiere legten sich auf die Erde und waren nicht weiter zu bringen. Da wurden die Ismaeliten ängstlich, und ihr Gewissen erwachte. „Warum hat uns doch Gott dieses schreckliche Unwetter geschickt?" sprach einer; „ob er eine Sünde an uns bestrafen will?" Ein anderer meinte: „Vielleicht haben wir uns an dem gekauften hebräischen Jüngling versündigt." Da sprach ein dritter: „Wir wollen ihm Abbitte thun und sehen, ob dann das Unwetter aufhört." So traten sie zu Josef und sprachen: „Wir sehen ein, daß wir gegen dich und deinen Gott gesündigt haben; nun aber vergieb und bete zu deinem Gotte, daß auch er vergebe und das schreckliche Unwetter aufhören lasse!" Josef erfüllte ihre Bitte, betete zu Gott, und das Unwetter ließ nach. Nun erhoben sich auch die Tiere wieder, und der Zug konnte seinen Weg fortsetzen.

Die Ismaeliten aber sprachen unter sich: „Wir wissen nun, daß Gott uns wegen des hebräischen Sklaven heimgesucht hat; was wollen wir mit ihm thun?" Da sagte einer, man solle ihn seinem Vater zurückbringen, wie er selbst gebeten habe. Ein anderer aber meinte, das ginge nicht an, weil sie dann einen zu großen Weg zurückgehen

müßten. Ein dritter endlich riet, ihn bei ihrer Ankunft in Ägypten sogleich zu verkaufen, um nicht seinetwegen noch ins Unglück zu geraten. Dieser Rat schien allen gut, und so wurde Josef in Ägypten an Potiphar, den Obersten der königlichen Leibwache, verkauft. T. wej. 45 a.

2. Moses Tod.

Als Mose sterben sollte, bat er Gott inständig, ihn doch über den Jordan ziehen zu lassen, um das verheißene Land mit eigenen Augen zu sehen. Aber die Bitte ward ihm abgeschlagen und der Todesengel ausgesandt, die Seele Moses zu Gott zu bringen. Als nun Mose den Todesengel sah, sprach er: „Geh von hinnen, denn ich will nicht sterben, sondern leben und das Lob des ewigen Gottes singen." Doch der Todesengel erwiderte: „Bist du so unbescheiden? Weißt du nicht, daß vorlängst schon die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Erde das Werk seiner Hände rühmt?[1]) Dazu bedarf es also deiner nicht." Und Mose sprach: „Ich kann wohl Himmel und Erde zum Schweigen bringen. Denn die Himmel merken auf, wenn ich rede, und die Erde horcht auf die Worte meines Mundes[2]). Darum sage ich dir noch einmal: geh von hinnen!" Dann rief er betend aus: „Mein Gott im Himmel, laß mich leben gleich dem Tier des Feldes, das in Wald und Flur seine Nahrung findet und Wasser aus dem Bache trinkt! Oder gleich dem Vöglein, das hinfliegt durch die Welt und singend sich sein Futter sucht und nachts im Neste ruht, nur übergieb mich nicht dem Todesengel!" Gott aber sprach: „Laß es genug sein, rede mir nicht mehr von dieser Sache!"[3]) Doch Moses bat von neuem: „O Herr, du hast in deiner heiligen Thora selbst also gesprochen (Deut. 15, 16): „Wenn dein Knecht zu dir spricht, daß er nicht von dir gehen will, weil er dich und dein Haus liebt, weil ihm bei dir wohl

---

1) Psalm 19, 2. 2) Deut. 32, 1. 3) Deut. 3, 26.

ist, so soll er für immer dienen.“ Nun, ich liebe dich und auch dein Volk und will euch nicht verlassen.“ Und abermals sprach Gott: „Laß es genug sein! Mein Spruch ist so ergangen, daß du und Aron nicht in das Land sollt kommen, weil ihr bei dem Haderwasser gegen mich gesündigt habt.“ Da ergab sich Mose in sein Schicksal und lobte Gott, indem er ausrief (Deut. 32, 4): „Mein Hort, des Thun ist ohne Fehl, denn alle seine Wege sind Gerechtigkeit, ein Gott der Treue, sonder Trug, gerecht und redlich ist er.“ Da aber Moses dem Todesengel nicht überliefert sein wollte, so sprach Gott zum Engel Gabriel: „Geh hin und bringe mir die Seele Moses!“ Der Engel aber sprach: „O Herr, der Mann Mose wiegt ganz Israel auf, wie soll ich ihm etwas Böses zufügen können!“ Da entbot Gott den Engel Michael, er solle Moses Seele holen. Der aber sprach: „O Herr der Welt, ich war sein Lehrer und er mein treuer Schüler, wie könnte ich ihn sterben sehen!“ Da sandte Gott den Todesengel zu Mose, und freudig eilte der hinab, in Unbarmherzigkeit gehüllt, das Schwert in seiner Hand. Mose hatte soeben die Worte seiner Lehre niedergeschrieben, und sein Antlitz strahlte in überirdischem Glanze wie das eines Engels. Bei diesem Anblick erschrak der Todesengel, und er begriff nun klar, warum die Engel sich scheuten, Moses Seele zu holen. Doch Mose begann und sprach: „Was willst du hier?“ Und der Todesengel erwiderte: „Deine Seele.“ „Und wer hat dich gesandt?“ fragte Mose weiter. „Mich sendet der,“ erwiderte der Todesengel, „der die ganze Welt geschaffen hat.“ Doch Mose rief: „Geh von hinnen, du nimmst mir meine Seele nicht.“ Und der Todesengel sprach: „Die ganze Welt ist mir übergeben; warum willst du mehr sein als die ganze Welt?“ „Weil ich mehr vermag als die ganze Welt,“ erwiderte Mose. „Als ich geboren ward, da konnte ich schon sprechen; als ich zur Welt kam, erfüllte sich das ganze Haus mit Licht; ich habe dem Pharao die Krone vom Haupte genommen, habe den Ägypter erschlagen, habe Zeichen und

Wunder in Ägypten vollführt, habe das Meer gespalten, habe das Manna herabgebracht, bin zum Himmel hinaufgestiegen und habe dem Volke die Lehre Gottes herabgeholt, habe hinter Gottes Thron geweilt, habe Sihon und Og, die beiden mächtigen Könige, besiegt — wo auf der ganzen Erde ist ein Mensch, der mehr gethan hat? Drum muß mein Los ein andres sein als das aller Welt, und darum sage ich dir: geh von hinnen!“ Und da der Todesengel ihm wieder näher kam, hob Mose seinen Stab, und der Todesengel wandte sich zur Flucht. Da erscholl die Stimme Gottes: „Mose, Mose, nun ist die Zeit, da du scheiden mußt von dieser Erde!“ Aber Mose flehte: „Ach Herr, gedenke, wie du dich mir im Dornbusch und auf dem Berge Sinai offenbart hast, und gieb mich nicht in die Gewalt des Todesengels!“ Und abermals erscholl die Stimme Gottes: „So sei getrost, ich selbst will deine Seele holen.“ Und Mose badete in lauterem Wasser, ein Engel stellte eine Bahre hin, ein zweiter breitete das weiße Leintuch drüber, ein Engel stellte sich zu Häupten, ein anderer zur Linken, ein anderer zur Rechten; Mose selbst aber legte sich auf Gottes Geheiß auf die Bahre, schloß die Augen, legte die Hände auf seine Brust und die Füße nebeneinander.

Und Gott sprach: „Nun, du reine Seele Moses, ich habe dich 120 Jahre in diesem reinen Leib gelassen; jetzt ist die Zeit gekommen, daß du ihn verlassest!“ Dann drückte er einen Kuß auf Moses Mund, und in dem Kusse nahm er ihm die Seele. „Nun ist er hin,“ sprach Gott, „der mich so oft mit meinen Kindern hat versöhnt.“ „Dahin der frömmste Mann der Erde,“ so klang es durch die Himmel. „Und so gerecht wie er, lebt keiner mehr hienieden,“ erklang es von der Erde. Josua aber, als er seinen Herrn nicht mehr fand, rief trauernd aus: „So ist der Fromme hin, und die Wahrheit schwand unter den Menschen.“ Und ganz Israel rief wehklagend: „Wer wird uns nun die rechten Wege lehren?“ Im Himmel aber kamen die Engel Gottes der Seele Moses freudig entgegen. (R. Mb. 8a.)

3. Josef, der Sabbatehrer.

Es war einmal ein frommer Mann, der hieß Josef. Der hatte sich vorgenommen, den gottgebotenen Sabbat nicht nur zu heiligen, sondern auch zu ehren nach allen Kräften. Und wie ein gutes Kind bei allem, was es thut, an seine Eltern denkt, um ihnen Ehre und Freude zu machen; wie ein edler Mensch bei allem, was es thut, an seinen Gott denkt, ob es ihm auch wohlgefällig sei, so dachte Josef schon die ganze Woche hindurch nur immer an den Sabbat und wie er ihn am besten ehren könnte. Nahte aber der Sabbat, so war ihm zu Mute, als käme der beste Freund bei ihm zu Gast, und er ging aus, um das Schönste und Beste ihm auf den Tisch zu setzen. Da durfte es an Fleisch und Fisch nicht fehlen, und nicht an Leckerbissen, mochte es die Woche hindurch auch noch so knapp hergehen, seine Ernährung auch noch so dürftig und sein Erwerb noch so kärglich sein. Aber was er verdiente, das bestimmte er in seinen Gedanken sogleich zu Verherrlichung seines Freundes Sabbat. War der nun wirklich gekommen, so saß Josef glückselig an seinem festlichen Tische, dünkte sich ein König und sang die Sabbatlieder zum Preise Gottes und des Sabbats.

Neben ihm wohnte ein reicher Mann, ein Geizhals, der weder sich noch andern etwas Gutes that, sondern seine einzige Freude daran fand, sein Geld zu vermehren und es zu hüten. Der sagte eines Tages zu Josef: „Was hilft es dir, daß du deine Sabbate so üppig feierst, du bist und bleibst ja doch der arme Josef. Da sieh mich an! Ich feiere keine solche Sabbate, feiere den Sabbat überhaupt nicht durch besondere Gerichte, und ich bin ein reicher Mann.“ Der fromme Josef schwieg dazu; er glaubte fest daran, daß die Ehrung des Sabbats ein gottgefälliges Werk sei, und fuhr fort in seinem Thun. Nun lebte in derselben Stadt ein Sterndeuter, der sprach zum Reichen: „Was nützt dir all dein Reichtum, da du ihn weder jetzt genießt, noch

in Zukunft behalten wirst. Denn in den Sternen habe ich gelesen, daß der arme Josef, der das Wenige, was er hat, zu seines Gottes Ehre am Sabbat genießt, alle deine Schätze bekommen wird.". Entsetzen packte den reichen Geizhals. Als er sich erholt hatte, dachte er: „Der Heuchler Josef? Nimmermehr!" Darauf verkaufte er alles, was er hatte, und kaufte für all sein Geld nur kostbare Perlen, zog sie auf eine Schnur und schmückte seinen Hut damit. Dann bestieg er ein Schiff, um sich in einem fremden Lande niederzulassen. Aber auf dem Meere erhob sich ein starker Wind, der entführte ihm seinen Hut, daß er ins Wasser fiel. So waren alle Schätze mit einem Male hin.

Es begab sich aber zu einer Zeit, an einem Freitag, da wurde auf dem Markte ein gar stattlicher Fisch zum Verkaufe ausgeboten, für den ein Preis verlangt wurde, den keiner zahlen wollte. Auch Josef kam auf den Markt, und als er den Fisch sah, so stattlich, wie er noch nie einen gesehen hatte, da jauchzte sein Herz vor Freude. „Eine Sünde wäre es, einen so herrlichen Fisch an einem anderen Tage zu essen, als am Sabbat," so dachte er und erstand den Fisch um einen hohen Preis. Glückstrahlend eilte er heim. Aber als er den Fisch öffnete, da fand sich in ihm eine Schnur mit kostbaren Perlen. Es waren die des reichen Geizhalses, der zu Schiffe in die weite Welt gegangen war. So wurde Josef ein reicher Mann, und alle seine Not hatte ein Ende. Den Sabbat aber ehrte er jetzt erst recht, denn nur dem Sabbat verdankte er seinen Reichtum.

(R. Mb. 13 d.)

4. R. Chanina ben Doßa.

1. Der Ofen voll Brot.

R. Chanina b. Doßa war sehr arm, aber er wie auch sein frommes Weib trugen diese Armut in Geduld und bemühten sich sie vor anderen zu verbergen. Deshalb pflegte

die Frau am Freitag, wo die Leute allerlei auf den Sabbat backen und kochen, in ihrer Küche ein Feuer aus Tannenreisern zu unterhalten, das recht starken Rauch entwickelte, damit alle Nachbarn meinen sollten, auch sie backe und koche. Sie hatte aber eine böse Nachbarin, die dachte: „Warte, Heuchlerin, ich will dich schon entlarven." Also ging sie hin, klopfte an die Thüre von Chaninas Haus und begehrte Einlaß. Die Frau erschrak und flüchtete zur Hinterthür hinaus. Derweilen trat die boshafte Nachbarin ein und sah die Mulde voll Teig und den Ofen voll Sabbatbrote. Sie war nicht wenig erstaunt und rief mit lauter Stimme in den Hof: „Frau Nacharin, so kommt doch nur, sonst muß euer Brot verbrennen." „Ich komme ja," erwiderte die arme Frau, „ich muß nur erst die Schaufel holen."
(R. Mb. 19 b.)

2. Trost im irdischen Leid.

Einmal sagte R. Chaninas Weib zu ihrem Manne: „Du bist nun so ein frommer und heiliger Mann, selbst Wunder läßt der Himmel dich vollführen — wie lange sollen wir noch in dieser Armut seufzen? Ach, bete doch zu Gott, daß er von dem reichen Lohne, der deiner im künftigen Leben wartet, dir schon ein wenig in diesem Leben gebe!" R. Chanina betete inbrünstig, und — o Wunder! — eine Hand ward sichtbar, und diese Hand hielt einen goldenen Fuß von einem Tische. Nun hatte ihre Not ein Ende, denn für das Gold konnten sie viel Geld bekommen.

In der folgenden Nacht hatte die Frau einen wunderbaren Traum. Sie träumte, sie wäre im himmlischen Speisesaal, alle Frommen saßen an goldnen Tischen, die auf 4 festen Füßen standen, nur sie und ihr Mann hatten einen Tisch, der nur 3 Füße hatte; der vierte war abgebrochen, und der Tisch stand gar nicht fest. Diesen Traum erzählte sie ihrem Manne und bat ihn flehentlich, doch zu Gott zu beten, daß er den Fuß wieder von ihnen nehme. R. Chanina betete,

und da geschah ein noch größeres Wunder als das erste Mal: die Himmelshand erschien abermals und nahm den goldenen Fuß zurück. Sie aber trugen ihre Armut weiter, da sie ihres Lohnes im Himmel sicher waren.

(R. Mb, 19 a.)

3. Essig brennt so gut wie Öl.

An einem Freitag, kurz vor Beginn des Sabbats, bemerkt Chanina, daß seine Tochter sehr traurig sei. Besorgt frägt er sie: „Meine Tochter, was ist dir? Warum bist du so gar traurig?" Da erwidert sie: „Ich wollte die Sabbatlichter besorgen, nahm den Ölkrug und goß die Lampen voll. Aber zu spät bemerkte ich, daß ich mich vergriffen hatte; es war der Essigkrug. O Gott, nun wird der Sabbat gleich beginnen, und wir können keine Lampen entzünden." Chanina aber erwiderte: „Deshalb, mein Kind, brauchst du noch nicht zu trauern; wir zünden dennoch die Lampen zu Ehren des Sabbats an, und der Gott, der das Öl brennen heißt, wird auch den Essig brennen heißen." Und wie er zuversichtlich gehofft, so ist es geschehen: die Lampen brannten von Beginn des Sabbats bis zum Ausgang.

(R. Mb. 19 c.)

4. Herr und Diener.

Einstmals war der Sohn des R. Jochanan b. Sakkai schwer erkrankt, und dieser bat den Chanina, er solle sein Gebet zu Gott emporsenden, daß der Kranke genesen möge. R. Chanina that seinen Kopf zwischen des Kranken Kniee und betete heiß und innig, und der Kranke genas. Da sprach R. Jochanan: „Hätte ich meinen Kopf auch in die Erde gethan, es hätte nichts genützt." Da meinte sein Weib: „So ist R. Chanina hervorragender als R. Jochanan?" „Laß dir sagen," erwiderte ihr R. Jochanan, „und merke dir: R. Chanina gleicht dem Diener eines Königs; wie dieser keiner besonderen Erlaubnis bedarf, um vor seinen Herrn zu treten, so ist auch R. Chanina ein Diener Gottes und

tritt vor ihn, so oft es ihm beliebt. Ich aber bin wie ein Minister, der nicht jeden beliebigen Augenblick vor seinen König tritt, wie ein Diener es thut. Deshalb habe ich R. Chanina angegangen für mich zu beten."

(R. Mb. 31 a.)

5. Der Weg zur Seligkeit.

R. Baroka aus Be Chosaë war schon oft mit dem Propheten Elias auf dem Markte zusammengetroffen. Einstmals traf er ihn wieder, und der Prophet sprach: „Heute darfst du eine Frage an mich richten; ich will dir gerne antworten." Und Baroka begann: „Mein Herr Elias, kannst du von all den Leuten auf dem Markt mir einen sagen, der sicher eingehen wird zur ewigen Seligkeit?" Der Prophet erwiderte: „Sieh dort die beiden Brüder im Gespräch, sie beide haben teil am ewigen Leben." Sogleich ging Baroka zu ihnen hin und sprach: „Verzeiht, ihr lieben Herren, wenn ich eure Rede störe, allein ich muß euch etwas Wichtiges fragen und bitte herzlich, mir darauf zu antworten: Wie lebet ihr? Und was ist euer liebstes Thun?" Sie erwiderten: „Wenn wir einen traurig sehn, so machen wir ihn wieder fröhlich; und wo wir finden, daß zwei Leute mit einander zanken oder streiten, so lassen wir mit unsrer Mühe nicht eher nach, als bis sie wieder einig sind." Diese Antwort merkte sich Baroka und erzählte sie auch anderen.

(R. Mb. 20 d.)

6. Onias, der Kreisdreher.

(Choni hamaagal).

Einst war der Frühregen so lange ausgeblieben, daß das jüdische Volk besorgt wurde, und Choni wurde bestimmt, sein Gebet um Regen zum Himmel emporzusenden. Da zog er einen Kreis um sich und gelobte nicht eher herauszutreten, bis der Himmel Regen gesandt hätte. Dann hob er an und betete also: „O Herr der Welt, dein Volk hat sich an mich gewendet, daß ich mein Gebet zu dir erhebe,

weil sie glauben, daß gleichwie ein Sohn von seinem Vater, also auch ich von dir verlangen könne, was ich will. Drum bitt' ich und beschwör' ich dich bei deinem heiligen Namen: erhöre mein Gebet, erbarme dich und sende Regen, damit dein Volk nicht Hungers sterbe!" Alsbald begann es sanft und leise zu tröpfeln. Aber die Gelehrten-Jünger kamen zu ihm und sagten: „Lieber Rabbi, wohl regnet es, doch kann uns das vom Hungertod nicht retten, weil es viel zu wenig ist." Choni erwiderte: „Ich habe um einen ausgiebigen Regen gebeten, so ausgiebig, daß alle Brunnen und Zisternen sich füllen." Alsbald fielen dicke Regentropfen nieder, daß jeder Tropfen ein Maß füllte. Die Jünger eilten erschreckt herbei und riefen: „Ach, lieber Rabbi, wohl regnet es jetzt ausgiebig, doch kann auch dieser Regen uns nicht von dem Tode retten; im Gegenteil: wir fürchten eine Sündflut." Doch Choni erwiderte: „Seid getrost! Ich habe um einen gnädigen, segensreichen Regen gebeten." Aber der starke Regen hielt an, und R. Choni wurde bestürmt, er sollte doch um Aufhören des Regens beten. Nach einigem Sträuben ließ er sich einen Stier bringen, brachte ihn als Brandopfer dar und betete also: „Herr der Welt! Dein Volk Israel, das du aus Ägypten geführt hast, vermag es nicht zu ertragen, wenn du ihm allzuviel Gutes thust, aber auch nicht, wenn du ihm allzuviel Böses thust; wenn du ihm zürnest, so kann es nicht bestehen; wenn du ihm gnädig bist, so kann es auch nicht bestehen. So möge es denn dein heiliger Wille sein, daß der Regen diesmal aufhöre, damit dein Volk zur Ruhe komme." Alsbald erhob sich ein Wind, der die Regenwolken wegfegte, so daß die Sonne wieder freundlich lachte und alle hinausgehen konnten auf ihre Felder.

Aber der Vorsitzende des Synhedrions zu Jerusalem, R. Simon ben Schetach, hörte davon mit Unwillen und ließ dem Choni sagen: „Wenn du nicht ein so vortrefflicher Mann wärest, so würden wir den Bann über dich aussprechen dafür, daß du Gott versuchest. Aber du gleichst

hatten, so waren sie in großer Betrübnis. Sie klagten ihre Not dem Rabbi Aschi, dem bekannten Schriftgelehrten und Kabbalisten. Der merkte aus ihrem Berichte alsbald, daß hier böse Geister im Spiele seien. Er sprach den Geisterbann aus, und sogleich erschien der Geist, der den Schaden angerichtet hatte. „Sag an," fragte ihn der Rabbi, „warum hast du das gethan?" Und der Geist erwiderte: „Die Tölpel setzten mir das Faß gerade auf mein Ohr, derweil ich schlief." Drauf sprach R. Aschi: „Warum legst du dich auch an einem Orte schlafen, an den die Leute hinzukommen pflegen? Das ist nun deine Schuld, und du mußt den Schaden bezahlen." „Das will ich thun," erwiderte der Geist; „bestimme mir die Frist!" Der Rabbi bestimmte sie, und der Geist verschwand. Aber die Frist lief ab, und der Geist kam nicht. Nach einiger Zeit jedoch stellte er sich ein. „Warum bist du denn nicht zur festgesetzten Zeit gekommen?" fragte R. Aschi. Und der Geist erwiderte: „Es war mir nicht möglich, den Schaden zu ersetzen. Denn was gezählt, verschlossen oder zusammengebunden ist, darüber haben wir Geister keine Gewalt; erst wenn wir finden, was nicht gezählt, nicht verschlossen und nicht zusammengebunden ist, davon dürfen wir nach Belieben nehmen. Nun weißt du es, warum ich deine Frist versäumen mußte." Dann legte er die Summe nieder und verschwand. (R. Mb. 24 b.)

9. Salomo und Asmodai.

Als König Salomo den Tempel zu Jerusalem erbauen wollte, war er in großer Verlegenheit, wie er die dazu nötigen Quadersteine brechen sollte. Denn mit eisernen Werkzeugen das zu thun (also mit Werkzeugen, die zu Kampf und Mord gebraucht werden), das sollte er vermeiden. Er berief also die Weisen seines Reiches und bat um ihren Rat. Diese erwiderten ihm, es gebe einen Wurm von der Größe eines Gerstenkornes, Schamir genannt, vor dem die härtesten Steine sich gleich den Tafeln eines Buches teilen,

wenn man ihn den Steinen entgegenhalte. Diesen Wurm habe schon Mose benutzt, als er die Namen der 12 Stämme auf die Edelsteine des priesterlichen Ephods einzugraben hatte. Hocherfreut rief Salomo: „Habt Dank, ihr weisen Männer; nur sagt mir aber auch, wie ich den Wurm bekomme!" „O Herr und König," erwiderten sie, „wir können dir nur raten, mehr aber nicht; doch zwinge ein Geisterpaar vor deinen Thron und frage dieses, es wird dir sichere Auskunft geben." Sofort ließ der König ein Geisterpaar vor seinem Thron erscheinen und fragte dieses, wo der Schamir hause. Doch sie erwiderten: „O König, das wissen wir selbst nicht, das kann dir nur allein Asmodai, unser König, sagen." „So halte ich euch so lange hier gefangen, bis ihr mir saget, wo ich euren König Asmodai finde." „Wohlan denn," riefen sie, „wir wollen dir seinen Aufenthalt verraten. Am Fuße jenes Berges hat er sich einen Brunnen gegraben, voll des herrlichsten Quellwassers. Auf der Öffnung des Brunnes aber liegt zum Schutze des Wassers ein Stein, und darauf Asmodais Siegel. Er selbst steigt täglich in den Himmel hinauf, um die himmlischen Beschlüsse zu erfahren. Dann steigt er zur Erde herab, durstig von der Reise, untersucht das Siegel seines Brunnens, ob es noch unversehrt und niemand das Wasser getrübt hat, und labt sich dann am reinen, kühlen Trunke. Darauf versiegelt er den Brunnen und verschwindet. Soviel, o König, wissen wir zu sagen. Was nun zu thun ist, das wirst du selbst in deiner Weisheit finden."

Da berief Salomo seinen treuen Berater und mutigen Kriegsmann, den Benaja, und gab ihm eine Kette, auf deren Ringen der Name Gottes eingegraben war; desgleichen ein Bündel Wolle, hinreichend, um ein großes Loch zu verstopfen; dazu mehrere Schläuche des köstlichsten Weines. Hiermit ausgerüstet, machte sich Benaja mit einigen Begleitern auf den gefahrvollen Weg.

Nachdem sie den Brunnen des Geisterkönigs gefunden, machten sie sich hurtig an die Arbeit. Zuerst gruben sie unterhalb des Brunnes, dessen Deckel sie wegen des Siegels nicht abnehmen durften, eine Grube, brachten durch eine Bohrung diese in Verbindung mit dem Brunnen Asmodais, so daß dessen Wasser in die Grube floß. Dann stopften sie das Bohrloch mit Wolle zu. Darauf gruben sie oberhalb des Brunnens eine zweite Grube, füllten sie mit Wein und ließen diesen durch eine Bohrung in den leeren Brunnen Asmodais fließen. So war dieser mit Wein gefüllt, ohne daß der Deckel herabgenommen oder das darauf befindliche Siegel des Königs der Geister versehrt worden war. Nachdem sie alles vollbracht, eilten sie von dannen, nur Benaja erstieg einen Baum, hinter dessen Gezweige er ungesehen die Rückkehr des Geisterfürsten abwartete.

Am Abend fuhr dieser vom Himmel hernieder; sein Aussehen und seine Größe versetzten Benaja in Schrecken; aber er verzagte nicht. Asmodai prüfte nun das Siegel über seinem Brunnen, und da er es unversehrt fand, hob er den Deckel ab, um zu trinken. Kaum aber hatte er den Trank an die Lippen gesetzt, als er den Betrug merkte. „Ha, Wein!“ rief er aus; „den trinke ich nicht; der Wein raubt die Besinnung und trübt den Verstand; kein Weiser trinkt Wein.“ Allein der Durst quälte ihn zu sehr, er wollte wenigstens seine Zunge anfeuchten; das, meinte er, werde ihm noch nicht schaden. Er setzte den Becher an die Lippen; es sollte nur ein Tropfen werden, es wurden zwei, drei — und ehe er es sich versah, war ihm der edle, süße Saft die trockene Kehle hinuntergeglitten. Die Wirkung blieb nicht aus: er verfiel in einen tiefen Schlaf. Darauf hatte es Benaja von Anfang an abgesehen. Er stieg vom Baume, schlich sich leise an den Geisterfürsten heran und legte ihm die mitgebrachte Kette mit dem Gottesnamen um den Hals. Als Asmodai erwachte und die Kette an seinem Hals gewahrte, wollte er sie zornig zerreißen, doch Benaja rief ihm zu: „So sieh die Kette nur genauer an: auf

jedem Gliede derselben steht der Name Gottes eingegraben; du kannst sie nicht zerreißen, sondern bist in meine Gewalt gegeben."

Auf diese Rede war der Geist wie umgewandelt; dem Namen Gottes gegenüber schwand jeder Widerstand, und willig folgte er dem Benaja und seinen Leuten. Auf dem Wege kamen sie an einen Baum, an den wollte er sich ein wenig anlehnen, aber der mächtige Geist entwurzelte den Baum durch die bloße Berührung. Ein andermal wollte er an dem Häuschen einer Witwe ruhen; aber wie er sich anlehnte, stürzte die Witwe erschreckt heraus und bat mit schmeichelnden Worten, ihre Hütte zu verschonen. Dann begegneten sie einem Blinden, der sich verirrt hatte, und Asmodai brachte ihn, um ihn vor Schaden zu bewahren, auf den rechten Weg. Darüber verwunderte sich Benaja, denn er meinte, der Geist Asmodai thue nur Böses. Aber dieser sagte: „Der Blinde ist ein frommer Mann, wohlgeachtet im Himmel, und wer ihm Gutes erweist, erwirbt sich ein Verdienst bei Gott." Als sie einer Hochzeit begegneten, weinte Asmodai laut auf. „Warum weinst du?" fragte Benaja. „Weil der junge Ehemann morgen sterben muß." Als sie an der Werkstätte eines Schuhmachers vorbeikamen, hörten sie, wie sich einer ein Paar Schuhe für sieben Jahre bestellte. Der Schuhmacher versprach es. Da lachte Asmodai: „Auf 7 Jahre ein Paar Schuhe — und ich weiß, daß er keine sieben Tage mehr leben wird." Wieder begegneten sie einem Betrunkenen, der von seinem Wege abgeirrt, sich einer Grube näherte, und Asmodai brachte ihn auf den richtigen Weg, um ihn vor Schaden zu bewahren. Diese Menschenfreundlichkeit des Geisterkönigs wunderte den Benaja abermals; aber Asmodai antwortete auf seine Frage: „Dieser Betrunkene ist allerdings ein Bösewicht, wie ich im Himmel vernommen habe; aber gerade deshalb erweise ich ihm einen Gefallen, damit er für das wenige Gute, was er gethan, seinen Lohn dahier habe, um im zukünftigen Leben nur noch Strafe zu empfangen." Ein

andermal begegneten sie einem Schatzgräber, der mit Hilfe von allerlei Zauberwerk den Schatz finden wollte. Bei seinem Anblick lachte Asmodai auf. „Da siehst du das Trügerische alles Zaubers! denn der Mann steht gerade auf einem Schatze, wie Salomos, und weiß es nicht! Wie will er andere Schätze finden?“

Endlich kamen sie nach Jerusalem. Sobald der Herr der Geister sich dem Throne des Königs gegenüber befand, maß er mit einem Stabe einen Raum von 4 Ellen ab und blickte den König zornig an. „Sieh her,“ rief er aus, „so du stirbst, mußt du dich mit einem so kleinen Raume begnügen! Und dennoch hast du alle Länder unter dein Szepter gezwungen! Allein, wenn du nun schon ein solcher Nimmersatt bist, mußtest du auch den König der Geister unter deine Herrschaft zwingen?“ Da erwiderte Salomo: „Zürne nicht, mächtiger Geist! Denn nicht aus Ehrgeiz und nicht aus Habgier habe ich dich vor meinen Thron gerufen, sondern nur allein, weil ich Rat und Beistand von dir wünsche zu einem Werke, das ich zu Ehren Gottes unternehmen will. Ich weiß, daß auch ihr Geister Gott verehrt. Vernimm also: Ich habe von meinem Vater David den Auftrag überkommen, den Tempel Gottes zu erbauen, den er selbst nicht bauen durfte. Die Quadersteine, die ich dazu brauche, darf ich nicht mit Eisenwerkzeugen brechen lassen. Und so war ich in großer Verlegenheit. Da hörte ich vom Wurme Schamir, der durch die bloße Berührung die härtesten Steine spalten kann. Ich hörte aber auch, daß du allein ihn mir verschaffen kannst. Das ist der Grund, weshalb ich dich vor meinen Thron habe führen lassen.“ Und Asmodai erwiderte besänftigt: „Mein Herr und König! So thue ich dir hiermit kund, daß ich über den Schamir keinerlei Gewalt habe. Gewalt über ihn hat nur der Herr des Meeres; der aber hat ihn dem Auerhahn in der Wüste übergeben, der ihm geschworen hat, ihn sicher zu bewahren und jederzeit zurückzubringen.“

Als Salomo das gehört hatte, sandte er Benaja aus, den Auerhahn aufzusuchen und sich in den Besitz des Schamir zu setzen. Benaja nahm eine dicke Glasglocke mit und machte sich auf die Suche nach dem Neste des Auerhahnes. In einer wilden und öden Berggegend, wohin sich keines Menschen Fuß sonst verirrte, fand er es endlich auf einem Felsen. Sogleich holte er die Glasglocke hervor und stülpte sie über das Nest. Als der Auerhahn hinkam und seine Jungen speisen wollte, sah er die Glasglocke darüber, so daß er nicht zu ihnen konnte. Alsbald holte er den Schamir herbei, hielt ihn vor das Glas, und es zersprang. Wie aber der Auerhahn den Wurm wieder zurücktragen wollte, stürzte Benaja und seine Leute plötzlich mit solchem Geschrei hervor, daß der Auerhahn erschreckt den Schamir fallen ließ. Hastig griff Benaja nach ihm und eilte von dannen. Der Auerhahn aber, der nun seinen Eid dem Dämon des Meeres gegenüber nicht halten konnte, erwürgte sich selbst.

Nun konnte der Bau des Tempels von statten gehen, und nach sieben Jahren war er vollendet. Während dieser ganzen Zeit hatte Salomo den Asmodai gefangen gehalten, um ihn in seiner Nähe zu haben, sofern er etwas wissen wollte. Nun war er eines Tages mit ihm allein in einem Gemache und sprach: „Sage mir, du mächtiger Geist, der sich so lange in meiner Gewalt befindet, ohne sich befreien zu können, was habt ihr Geister denn vor uns sterblichen Menschen voraus? Was vermöget ihr, was wir nicht können?“ Und Asmodai erwiderte: „Nimm mir die Kette ab und gieb mir die deinige, sowie deinen Siegelring, so will ich deine Wißbegier wohl befriedigen, und du sollst Wunderdinge erfahren.“ Salomo, der schon soviel Wissen in seinem Geist vereinigte, war glückselig in dem Gedanken, nun von dem Geisterfürsten neue Geheimnisse zu lernen und erfüllte freudig und hastig das Verlangen des Geistes. Aber kaum ist dieser seiner Kette ledig, so wächst er zu einem Riesen an, der die Decke des Gemaches sprengt, mit einem Fuße die Erde berührt und mit dem andern die

Wolken. Zornig greift er nach dem König und schleudert ihn über 400 Meilen weit hinweg.

Als Salomo aus seiner Betäubung erwachte, erkannte er, daß er sich in einer unbekannten Gegend unter fremden Menschen befand, aber er faßte Mut und Hoffnung und bettelte vor den Thüren. Seinen Worten: „Ich, Kohelet, war König von Israel" schenkte natürlich keiner Glauben, man lachte ihn aus. So kam er endlich nach langen Jahren als Bettler wieder in Jerusalem an.

Hier führte Asmodai seither die Herrschaft. Salomo trat nun vor das Synhedrion, das ist der oberste Gerichtshof zu Jerusalem, und wiederholte auch dort seine Worte immer wieder: „Ich bin Kohelet, der König von Israel in Jerusalem." Anfangs hielt man ihn für einen Narren; da er aber diese Rede immerfort wiederholte und im übrigen durchaus weise und verständig sich zeigte, so entschloß sich die Behörde, die Sache zu prüfen. Gegen Asmodai war ohnehin mancherlei Verdacht rege geworden, namentlich da er niemals, auch wenn er ins Bett stieg, die Schuhe ablegte (denn er hatte Hahnenfüße.) Man holte also die Kette mit dem Namen Gottes darauf; den königlichen Siegelring, gleichfalls mit dem Namen Gottes darauf, hatte Salomo inzwischen in einem Fische gefunden gehabt, und mit beiden angethan, mußte Salomo auf dem Throne Platz nehmen. Als Asmodai bei seinem Eintritt den König Salomo und den Gottesnamen erblickte, stieß er ein Geschrei aus, daß das ganze Haus erdröhnte, und verschwand.

Aber Salomo fürchtete immer noch die Rache des mächtigen Geistes und ließ des Nachts sein Bett von 60 Helden bewachen, wie geschrieben ist im Hohel. 3, 7. 8: „Alle fassen das Schwert, kriegskundig, jeglicher sein Schwert an der Hüfte, gegen nächtliche Schrecken."

(R. Mb. 32 b.)

10. Salomos Weisheit.

König Salomo war ein Meister des Schachspiels. Einstmals saß er mit Benaja, seinem vertrautesten Ratgeber, vor dem Schachbrett, und Benaja hätte gern einmal den König matt gesetzt, was ihm bisher noch nie gelungen war. Da entstand ein großer Lärm auf der Straße, der König sprang auf und eilte ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Diese Zeit benutzte Benaja und entfernte einen Stein, den sog. Ritter, aus dem Spiele des Königs; als dann das Spiel fortgesetzt wurde, verlor der König.

Er sagte nichts, aber es verdroß ihn, und in seinen Gedanken ging er das Spiel immer wieder durch, um nachträglich dahinter zu kommen, wo er einen Fehler gemacht haben könnte. Dann holte er das Schachbrett, stellte alle Steine wieder auf und wiederholte Zug um Zug, bis er endlich den Ritter vermißte und klar erkannte, wieso er matt gesetzt worden war und also das Spiel verloren hatte. Dem Benaja den Betrug ins Gesicht sagen wollte er nicht, aber er sann auf ein Mittel, um ihn zum freiwilligen Geständnis zu bringen.

Da sah er auf der Straße zwei Männer gehen, die hatten jeder einen Sack über die Achsel hängen und sahen nicht gerade wie ehrliche Leute aus. Alsbald legte der König seine kostbaren Kleider ab und schlechte an, daß er aussah, wie ein Arbeitsmann, eilte den beiden nach und sprach zu ihnen: „Gott zum Gruß, ihr lieben Gesellen, euer Handwerk ist mir wohlbekannt; ich habe es auch gelernt. Seht her, das sind die Schlüssel, die zu der Schatzkammer des Königs passen. Allein wage ich es nicht, dort einzudringen; doch wollt ihr helfen, so holen wir uns soviel, daß wir alle drei genug für unser ganzes Leben haben.“ Damit waren die Diebe einverstanden, und so beschlossen sie, in tiefer Nacht, wenn alles schliefe, den Einbruch zu unternehmen.

Salomo übernahm die Führung, und so kamen sie

in ein Gemach, in dem Gold und Silber und gemünztes Geld in Menge vorhanden war; aber der König führte sie noch weiter, in ein anderes Gemach, in dem sie Edelsteine genug sahen; davon hieß er jeden seinen Sack füllen, während er selbst acht geben wollte, daß keiner sie überrasche. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen und machten sich hurtig daran, ihren Sack zu füllen.

Inzwischen schloß der König heimlich die Thüre von außen, so daß die Diebe gefangen waren, und kehrte in seine Gemächer zurück. Hier legte er seine königliche Kleidung an, rief nach einigen Dienern und sagte ihnen, er habe Diebe in seiner Schatzkammer gehört, sie sollten ihm mit ihrem Kopfe dafür haften, daß diese nicht entkämen. So hielten sie vor der Schatzkammer Wache.

Am Morgen berief der König den Gerichtshof. Auch Benaja erschien, denn er gehörte zu den Richtern. Und der König begann: „Ihr weisen Richter, gebt euren Wahrspruch ab! Was gebührt dem, der einem anderen etwas stiehlt, insbesondere, der dem Könige etwas stiehlt?"

Nun hatte Benaja schon den ganzen Tag und die ganze Nacht Reue empfunden, daß er den Stein genommen, und die heimliche Angst, der König könne es doch gemerkt haben, ließ ihn vollends nicht zur Ruhe kommen. Als er nun die Anklage des Königs vernahm, fühlte er sich getroffen und erschrak, denn er fürchtete, der Gerichtshof möchte ein hartes Wort, vielleicht gar das Todesurteil aussprechen. So erhob er sich denn, trat vor den König, fiel ihm zu Füßen und sprach: „O König, laß mich zuvor mein Vergehen gegen dich bekennen. Denn auch ich bin ein Dieb und habe dich bestohlen. So wisse denn: du hast das Schachspiel nicht durch ein Versehen oder durch meine Geschicklichkeit verloren, sondern dadurch, daß ich dir den Ritter wegnahm, während du zum Fenster hinaussahest. Drum sieh mich hier zu deinen Füßen um Gnade flehen." Da lachte der König herzlich und sprach: „Mein lieber Benaja,

sei ohne Sorge! Den bösen Streich, den du nun selber eingestehst, habe ich schon vergessen und will dir gern verzeihen. Den Gerichtshof aber habe ich nicht deinetwegen berufen, sondern ich habe wirklich zwei Diebe in meiner Schatzkammer gefangen, und diese will ich von euch aburteilen lassen."

So hatte der weise König zweierlei erreicht: erstens, daß Benaja seine Schuld freiwillig eingestand, und zweitens, daß zwei Diebe gefangen wurden. Über diese aber erging das Urteil, daß sie gehängt werden sollten.

(R. Mb. 77 a.)

11. R. Jose aus Galiläa.

R. Jose aus Galiläa hatte eine gar böse Frau, die ihn oft vor allen Leuten schmähte. Da sprachen die Schriftgelehrten zu ihm: „Lieber Rabbi, warum scheidet Ihr Euch nicht von Eurem Weibe? Wie könnt Ihr es dulden, daß sie Euch vor aller Welt lästert und schmäht!" Aber R. Jose sprach: „Ich lasse mich nicht von ihr scheiden, weil sie aus einer sehr guten Familie ist."

Einmal hatte R. Jose wieder im Lehrhause seinen Vortrag gehalten; nach ihm lehrte ein anderer Gelehrter, Namens R. Eleasar b. Asarja, und als auch dieser Vortrag zu Ende war und alle das Lehrhaus verließen, bat R. Jose den R. Eleasar, mit ihm zu gehen und bei ihm zu speisen.

Als nun das Weib des R. Jose sah, daß ihr Mann einen Gast mitbrachte, eilte sie in die Küche, beseitigte flugs den Topf mit Fleisch, der eben auf dem Herde stand, und setzte Linsen auf.

Bei seinem Eintritt fragte R. Jose sogleich: „Frau, was hast du Gutes zum Essen gekocht? Ich habe auch einen guten Gast mitgebracht." Da sprach sie: „Ach, ich habe nur Linsen auf dem Feuer stehen, nichts weiter." Das dünkte den Rabbi doch gar zu wenig, und er ging selbst

in die Küche, um sich umzusehen. So hob er auch den Deckel von dem Topfe und sah junge Tauben darin dämpfen. Erstaunt kehrte er zurück und sprach zu seinem Weibe: „Warum sagst du, du habest nur Linsen, da ich doch lauter junge Tauben finde? Du willst mich wohl überraschen!“ Aber die Frau versicherte noch einmal, sie wisse nur, daß sie Linsen aufs Feuer gestellt habe. „Nun denn,“ rief R. Jose aus, „so ist kein Zweifel mehr, daß Gott hier ein Wunder gethan hat.“ Alsbald setzten sie sich und aßen, und die jungen Tauben schmeckten ihnen ausgezeichnet.

Nach dem Essen sprach R. Eleasar zu R. Jose: „Lieber Rabbi, du mußt dich von deinem Weibe trennen; sie ist nicht wert, deine Frau zu sein.“ Aber R. Jose erwiderte, er sei nicht in der Lage, ihr die Mitgift zurückzuerstatten. Da legten seine Genossen, die Gelehrten der Hochschule, soviel zusammen, daß er sich von ihr scheiden und ihr ihre Mitgift zum Lebensunterhalt zurückerstatten konnte. Er heiratete dann eine andere Frau, ein braves Weib, die ihren Mann schätzte und ehrte, wie es ihm zukam, und ihm ein behagliches Hauswesen schuf. So lebten sie recht glücklich miteinander.

Auch die geschiedene Frau heiratete wieder, und zwar einen Gemeindevorsteher, einen reichen Mann. Aber das Unglück verfolgte ihn bald, er verlor allmählich seinen Reichtum und ward ein armer Mann. Und nicht bloß das — er erblindete auch. So blieb ihm nichts anderes übrig, als von Almosen zu leben, und seine Frau mußte ihn zu den Leuten führen, von denen er Almosen empfing.

Er kannte trotz seiner Blindheit jede Straße, durch die ihn seine Frau führte, und so fiel es ihm auf, daß sie immer umwandte, wenn sie an die Straße kam, in der R. Jose wohnte. Er fragte nach der Ursache, und die Frau erwiderte, das habe weiter keinen Grund, und wenn sie wieder an die Straße kämen, dann wollte sie auch hineingehen. Aber sie that das nächste Mal doch wieder, wie

seither. So fragte der Blinde wieder: „Frau, warum meidest du die Straße, in der R. Jose wohnt? Und doch weiß ich, daß er ein Mann ist, der gern und reichlich Almosen giebt.“ Doch die Frau sträubte sich hartnäckig, auch vor R. Joses Thür zu gehen, so daß der Mann im Zorne nach ihr schlug und laut vor R. Joses Haus geführt zu werden verlangte. Das hörte der fromme Gelehrte und schaute durch das Fenster. Er erkannte seine frühere Frau, empfand Mitleid und gab ein reichliches Almosen. Aber er that noch mehr. Er mietete die verarmten Eheleute in einem Nebenhause ein und sorgte für ihren Lebensunterhalt.

R. Joses zweite Frau war, wie schon gesagt, eine brave Frau, die ihrem Manne nicht nur jede körperliche Pflege angedeihen ließ, sondern ihn auch vor jeder Gemütsbewegung zu bewahren suchte. So hatte sie auch die Gewohnheit, zu Beginn des Sabbats und der Festtage den Tisch tadellos festlich zu richten, und wenn ihr Mann aus der Synagoge kam, ihm mit einem Becher Wein entgegenzugehen, daß er darüber das Kiddusch sprechen konnte, ohne ihn erst verlangen zu müssen.

Als nun die Zeit kam, daß R. Jose sterben sollte, kam der Todesengel zu ihm, um seine Seele zu holen. R. Jose saß über einem Buche und forschte im Worte Gottes. Als er vom Todesengel erfuhr, wer er sei und was er wolle, sprach er: „Ich weiß recht gut, daß du keine Macht über mich hast, solange ich im Gotteswort forsche. Drum geh hinweg!“ Da kehrte der Todesengel zu Gott zurück und erhob Klage darüber, daß er dem R. Jose nichts anhaben könne. Da sprach Gott: „So hülle dich in dein Gewand der Unbarmherzigkeit und geh abermals zu ihm; diesmal wirst du ihm beikommen können.“

Nun ist der Todesengel so groß, daß er von der Erde bis zum Himmel reicht, so daß ihm nichts widerstehen kann, und ist am ganzen Leibe mit Augen versehen, so daß ihm nichts entgehen kann. Er kam also abermals zu R. Jose, und als dieser ihn in seiner Furchtbarkeit sah, erschrak er

heftig, ließ ab vom Buche, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Ach, lieber Tod, ich kenne dich gar wohl und bin auch bereit zu sterben, denn ich bin nicht besser als meine Väter; aber laß mich's zuvor meinem Weibe ansagen.“ Und der Todesengel sprach: „Geh hin, nimm Abschied von ihr und bestelle dein Haus!“

So ging R. Jose zu seinem Weibe und sprach: „Du liebes, frommes Weib, ich kann es dir nicht länger verhehlen, daß ich dich allein lassen muß; nun mußt du zusehen, wie du allein hier fertig wirst.“ Über diese Worte war die Frau nicht wenig verwundert und sprach: „Herzlieber Mann, wie soll ich das verstehen?“ Und R. Jose erwiderte: „Herzliebes Weib, ich muß nun die weite Reise antreten, von der ich nicht mehr zurückkehre.“ Da das Weib das hörte, begann sie sehr zu weinen und zu klagen. Aber R. Jose sagte: „Herzliebes Weib, das kann nun nicht anders sein, ich muß von hinnen. Aber das verspreche ich dir: ich will auch in Zukunft an jedem Freitag Abend zu Beginn des Sabbats, wie zu Beginn der Feste kommen und dir Kiddusch machen wie seither.“ Das waren seine letzten Worte, und damit starb er. Er ward in Ehren begraben, und alle trauerten um den frommen Rabbi.

Am nächsten Freitag Abend erschien R. Jose in seiner Wohnung, machte seiner Frau Kiddusch und verschwand wieder, ohne zu essen und zu trinken. Das wiederholte er lange Zeit.

Da gingen an einem Freitag Abend Leute an dem Hause R. Joses vorbei, als dieser eben darin das Kiddusch laut vortrug, und dachten, die Frau hätte irgend einen fremden Mann bei sich. Sie teilten ihre Wahrnehmung und Vermutung den Schriftgelehrten mit, und diese ließen die Witwe ihres ehemaligen Genossen kommen und forderten sie auf, sich zu der gegen sie erhobenen Beschuldigung zu äußern. Da erwiderte die Frau, es wäre noch nie in ihrer Behausung ein fremder Mann gewesen, die Beschuldigung sei einfach eine Lüge. „Aber es haben es doch zwei glaub-

würdige Männer bekundet!" hieß es darauf. Da nun die Frau sah, daß ein Leugnen unmöglich und zwecklos sei, so berichtete sie der Wahrheit gemäß, wie ihr verstorbener Mann zu jedem Sabbat und Feiertag am Vorabend komme und Kiddusch mache. Aber die weisen Männer machten recht ungläubige Gesichter dazu. Da sagte die Frau, die sich über den Verdacht, in den sie geraten war, sehr betrübte, sie sollten bis Freitag Abend warten, da könnten sie sich selber überzeugen.

Zur gewohnten Zeit erschien R. Jose, um Kiddusch zu machen; aber er fand sein Weib sehr traurig, und sie hatte vor großer Traurigkeit auch keinerlei Speisen auf den Sabbat gekocht. Da fragte er sie, warum sie so traurig sei, und sie erzählte ihm den ganzen Hergang. „Nun," erwiderte R. Jose, „sei deswegen nicht weiter traurig; ich selber will deine Ehre so verteidigen, daß sie es mir glauben werden." Und ging mit seinem Weibe zu den frommen Gelehrten.

Als die ihn sahen, erschraken sie gewaltig und fielen auf ihr Angesicht. R. Jose aber sprach: „Wohlan, ihr Zeugen, nun berichtet einmal, was ihr gesehen oder gehört habt. Denn ich bin der Mann, der jeden Sabbat und Feiertag dieser Frau Kiddusch gemacht hat; ich bin Jose aus Galiläa. Ihr aber wollt meine rechtschaffene Frau in üblen Ruf bringen; Gott richte zwischen euch und ihr!"

Als die Männer diese Worte hörten, erschraken sie noch mehr, und keiner konnte ein Wort antworten. Und R. Jose fuhr fort: „Ihr antwortet nicht? Nun, so sollt ihr fortan weder mich noch auch mein Weib wieder auf Erden sehen." Damit gingen beide heim. Kurze Zeit darauf starb die Frau des R. Jose. (R. Mb. 63 b.)

12. Ehre Vater und Mutter.

Rabbi Josua träumte, er werde dereinst im Paradiese einen Genossen haben mit Namen Nanus. Alsbald faßte er den Entschluß, diesen Nanus aufzusuchen, um ihn schon

im diesseits kennen zu lernen. Er zog also, begleitet von seinen Schülern, von Stadt zu Stadt und wurde überall wegen seiner Gelehrsamkeit von den Ältesten in Ehren aufgenommen. Aber ihrer Einladung, mit ihnen zu essen und zu trinken, folgte er nicht eher, als bis er von ihnen Auskunft erhalten hatte, ob ein Nanus unter ihnen wohne.

Endlich kam er in die Stadt, wo ein solcher wohnte. Aber die Ältesten sagten erstaunt: „Was habt Ihr mit diesem armseligen Manne zu schaffen? Der ist doch wahrhaftig nicht würdig, auch nur neben Euch zu stehen.“ Aber R. Josua antwortete: „Ich will ihn gleichwohl sehen und sprechen.“ Da eilten einige zu Nanus und sagten ihm, R. Josua wünsche ihn zu sprechen. Darüber lachte Nanus, denn er glaubte ihnen nicht, und kam auch nicht. Da kehrten sie zu R. Josua zurück und berichteten ihm, Nanus wolle nicht kommen, weil er glaubte, sie spotteten seiner.

Nun begab sich R. Josua selbst mit seinen Jüngern auf den Weg zu Nanus. Als dieser den berühmten Gottesgelehrten mit seinem Gefolge sich seinem Hause nahen sah, erschrak er, eilte ihm entgegen, fiel ihm zu Füßen und rief: „Hochwürdiger Rabbi, was hat das zu bedeuten, daß du zu meinem armen Hause kommst? Bin ich doch ein so gar geringer Mann!“ „Mein Lieber,“ erwidert R. Josua, „ich bin zu dir gekommen, um dich zu fragen, wie du lebst und was deine Werke hier auf Erden sind.“ Und Nanus sprach: „Vielverehrter Rabbi, ich bin ein gar armer Mann und habe nichts zu eigen, als einen kleinen Garten, in dem ich alle Tage arbeite, um soviel zu erwerben, daß ich und meine Eltern notdürftig leben können. Denn ich habe einen alten Vater und eine alte Mutter, die versorge ich mit Speise und Trank und mit Kleidern und hege und pflege sie, soviel nötig ist.“ Da sprach R. Josua: „So wohl mir, daß ich einen solchen Mann zum Paradiesesgenossen haben soll; denn keine That ist gottgefälliger, als Vater und Mutter zu ehren.“ (R. Mb. 40 b.)

13. Sagen von R. Juda dem Frommen.

1. Seine Jugend.

R. Juda war wohl 18 Jahre alt, als er noch nichts von Thora und Talmud wußte; ja nicht einmal die täglichen Gebete konnte er verrichten. Dagegen trieb er ein freies und ungebundnes Leben mit Pfeil und Bogen.

Als sein Vater R. Samuel einst im Lehrhause zu Regensburg vor seinen Jüngern lehrte, stürmte Juda zum Ärger desselben gerade durch das Lehrzimmer. Da sprachen sie zu R. Samuel: „Lieber Rabbi, Eure Vorfahren sind große Gelehrte gewesen, und Ihr selbst seid einer — wie könnt Ihr euren Sohn so wild aufwachsen lassen? Soll er denn ein Räuber werden?“ R. Samuel erwiderte: „Ihr habet recht! Und ihr sollt sehen, daß ich fortan meinen Sohn anders erziehen will.“

Als sie fort waren, rief er seinen Sohn Juda und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ich muß mich deinetwegen schämen. Drum sprich: Willst du nicht etwas Rechtes lernen?“ Und Juda antwortete: „Gern mein Vater, will ich lernen, sofern du mich unterrichten willst, wie du andere Schüler auch unterrichtest.“

Darauf führte ihn R. Samuel in das Lehrhaus, setzte ihn auf einer Seite neben sich, und seinen Sohn R. Abraham auf der anderen Seite. Dann sprach er einen Gottesnamen aus; da erfüllte ein Lichtglanz den Lehrsaal, daß Juda zu Boden sank und sein Antlitz mit dem Mantel bedeckte. Da sprach R. Samuel zu seinem Sohne R. Abraham: „Gott hat für Juda entschieden. Wohl bist du ein großer Gelehrter, aber dein Bruder Juda wird dich übertreffen; eine Schule wird er nicht leiten, wie du, aber er wird wissen, was im Himmel und auf Erden vorgeht und manches Wunder thun.“

Nun begann R. Samuel mit seinem Sohne zu lernen, und dieser lernte so gut, daß er alles, was ihm der Vater

vortrug, alsbald auswendig wußte. Als dann R. Samuel den Schülern Vortrag hielt, beteiligte sich auch Juda und that dabei so viele und so scharfsinnige Fragen, daß die Schüler sich verwunderten; denn er übertraf sie, die doch schon so lange studierten.

Nunmehr nahm sein Vater Pfeil und Bogen und zerbrach sie, indem er seinem Sohne zurief: „Damit hast du bisher deine Zeit verbracht; fortan soll die Beschäftigung mit der Gotteslehre deine ganze Zeit ausfüllen." Juda that also und ward nachmals der berühmte R. Juda, mit dem Beinamen Chaßid, „der Fromme," von dem so manche Wunderthat berichtet ist. (R. Mb. 48 c.)

2. R. Juda und der Herzog.

Zu R. Judas Zeiten lebte in Regensburg ein mächtiger Herzog, der that allezeit nur das, was der Rabbi ihm riet.

Da kam einstmals der römische König Philipp und begehrte des Herzogs Hilfe zu einem Kriege. Aber der Herzog sprach: „Ich will doch zuvor hören, was mein Jude mir rät." Also ließ er den Rabbi kommen, erzählte ihm, was König Philipp von ihm begehrte, und sprach: „Nun, mein lieber Rabbi, wie dünkt Euch: soll ich mitziehen oder nicht?" Sprach der Rabbi: „Ew. Gnaden sei hiermit gewarnt, so lieb Euch Euer Leben ist, nicht mitzuziehen; denn wisset, wenn Ihr mitzieht, so kehrt Ihr nicht lebendig heim."

Da kam der Herzog zurück zum Könige und berichtete ihm, daß er für diesmal nicht mitziehen könne; sein weiser Jude hätte ihm abgeraten. „Zürnet mir also darob nicht, mein königlicher Herr, daß ich Euch nicht Heeresfolge leiste, denn ich weiß, daß wir alle beide erschlagen werden." „So glaubt Ihr den Worten eines falschen Juden," rief der König aus, „und meinet, der Jude könne es im voraus wissen, wie es uns ergehen werde? Nun gut, so bleibet daheim, und ich will allein zum Streite ziehen. Aber wenn

mir Gott gewährt, daß ich siegreich heimkehre, so streite ich mit Euch, Herr Herzog, und wenn ich Euch bezwungen, so lasse ich Euren weisen Juden an den Beinen aufhängen. Das soll der Lohn für seine Weisheit sein." Und damit zog er ohne den Herzog in den Krieg.

Es stand nicht lange an, so kam die Kunde, König Philipp sei mit seinem ganzen Heere umgekommen. Sogleich sandte der Herzog nach dem Rabbi Juda und las ihm die Nachricht vor. Doch dieser sprach: „Ich wußt' es wohl, daß er nicht lebend wiederkehren werde. Und wäret Ihr mit ihm gezogen, so wär' es Euch ebenso ergangen. Nun aber sei es Gott gedankt, daß Ihr am Leben geblieben seid, und sei Gott gelobt, der die bösen Absichten unserer Feinde vereitelt hat."

Gerührt umarmte der Herzog den frommen Rabbi und küßte ihn; und hatte er ihn bisher geschätzt und geliebt, so that er es fortan noch mehr. (R. Mb. 53 b.)

3. Bestrafte Hoffart.

Ein reicher Herzog hatte eine einzige Tochter, die er nur demjenigen zur Frau geben wollte, der ebenso reich wäre, wie er selbst. Wohl kam mancher tüchtige, brave und reiche Bewerber, aber alle wurden abgewiesen, weil ihr Reichtum dem des Herzogs nachstand.

Da machte sich endlich ein Geist aus der Hölle auf, der nahm die Gestalt eines schönen Prinzen an, kleidete sich in kostbare Gewänder und trat vor den Herzog. „Herr," begann er, „ich habe gehört, daß Ihr eine schöne Tochter habt, die Ihr aber nur dem geben wollt, der ebenso reich ist wie Ihr. Nun denn, ich kann mich wohl berühmen, Euch an Reichtum nicht nachzustehen. Zudem bin ich aus einem so vornehmen Geschlechte, daß ich mich wohl getrauen darf, um Eurer Tochter Hand zu bitten. Wollt Ihr aber Euch zuvor von meinem Reichtum überzeugen, so kommt mit mir und sehet selbst."

Der Herzog folgte dem jungen Manne in seine Herberge, und dieser zeigte ihm in einem seiner Gemächer soviel Gold und Silber, Edelsteine, Perlen und kostbare Gewänder, wie der Herzog in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. „Und das ist noch nichts," sprach der Jüngling, „gegen das, was ich daheim besitze. Denn ich bin ein König, und kein König in der Welt ist so reich und gewaltig wie ich. Ich meine, Ihr müßt mir das schon angesehen haben. Wollt Ihr mir also Eure Tochter geben, so lasset mich's wissen."

Da fragte der Herzog: „Wie heißt denn Euer Königreich, und in welchem Lande liegt es?" Der Geist nannte den Namen seines Landes, und der Herzog war zufrieden und sagte ihm seine Tochter zu.

Alsbald wurde die Hochzeit gerüstet und alle Unterthanen dazu geladen. Dabei ging es hoch her, denn der Herzog wollte seinen Reichtum zeigen: er ließ seinen Gästen die herrlichsten Speisen und Getränke bieten, dann folgte Gesang und Tanz, und zum Schluß ein groß Turnier. Als aber alles vorüber war, da sprach der Geist zum Herzog: „Herr Schwiegervater, ich möchte nun mit meinem lieben Weibe heimwärts ziehen; denn ich habe meinem Volke versprochen, daß ich nicht gar zu lange ausbleiben wollte. So gebt mir Urlaub!" Der Herzog bat ihn zwar, noch eine Zeit lang zu verweilen, allein er wollte nicht.

Da gebot der Herzog seinen edlen Herren, daß sie mit seinem Eidam ritten; auch Fußvolk sandte er mit ihm und entließ ihn mit großen Ehren. Er selbst und seine Gemahlin zogen gleichfalls bis an die Grenze des Landes mit, dann verabschiedeten sie sich und zogen wieder heim.

Der Geist zog nun mit dem ihm begleitenden Volke noch drei Tagereisen weiter, bis sie eine schöne Stadt vor sich liegen sahen. Da sprach er: „Ihr Herren, dort liegt meine Hauptstadt! Nun habet Dank für Eure Begleitung und kehret um!" Aber sie baten, ihn noch weiter begleiten

zu dürfen. Doch der Geist rief aus: „Ich hätte nun nicht übel Lust, Euch meine Macht zu Eurem Schaden fühlen zu lassen; aber daß Ihr mir so bereitwillig in fremdes Land gefolgt seid, das soll Euch billig vergolten werden, und darum lasse ich Euch unversehrt und in Frieden heimziehen. Denn wisset: ich bin kein Mensch, sondern ein Geist aus der Hölle und zu Eurem Herzoge gekommen, um ihn wegen seiner Hoffart zu bestrafen, weil er keinerlei Tugenden gelten ließ, sondern einzig auf Reichtum gesehen hat."

Als das Volk diese Rede vernahm, erschrak es gewaltig, und die junge Frau fiel in Ohnmacht, denn sie dachte nicht anders, als daß sie nun ums Leben kommen müßte. Des Herzogs Mannen aber sprachen: „Wenn wir unserm Fürsten das berichten, so wird er es nicht glauben; deshalb bitten wir Dich, gieb uns ein Wahrzeichen!" Und der Geist erwiderte: „Das sei Euer Wahrzeichen: Ihr habt mit mir den Weg hierher in drei Tagen zurückgelegt; zur Heimkehr werdet Ihr drei Wochen gebrauchen."

So ritten sie fort und kamen erst nach drei Wochen wieder heim, wie ihnen der Höllengeist zuvor gesagt hatte. Als sie dem Herzog und der Herzogin alles berichtet, brachen diese in lautes Wehklagen aus und grämten sich so sehr, daß sie an gebrochenem Herzen starben.

Der Höllengeist aber zog mit seiner jungen Gemahlin weiter in die Stadt, die von lauter Geistern bewohnt wurde. Hier lebten sie drei Jahre miteinander. Dann sprach der Geist: „Wohlauf, mein Weib, deine Zeit ist gekommen; nun folge mir!" Sie mußte ihm gehorchen, und er führte sie bis zum Thor der Hölle. Dort überlieferte er sie den Höllengeistern und ging zurück in seine Geisterstadt.

Unter denen, die den Neuvermählten das Geleit gaben, hatte sich auch ein alter Lautenschläger befunden; der war nicht heimgekehrt, sondern seiner Herrin in die Geisterstadt gefolgt. Als nun der Geist sein junges Weib der Hölle übergab, folgte auch der Lautenschläger und blickte durch

das Höllenthor. Da sah er drinnen einen ihm bekannten Lautenschläger. „Ei, was thust Du hier?“ rief er ihm zu. „Wie Du siehst,“ rief der in der Hölle zur Antwort, „schlage ich die Laute. Aber sieh Dich vor, daß Du deiner Herrin nicht noch weiter folgst; denn einmal hier eingetreten, mußt Du auch hier bleiben.“ „Sage mir doch,“ sprach wieder der Lautenschläger draußen, „wie kommt es, daß Du, obgleich in der Hölle, noch nicht verbrannt bist?“ Und der drinnen antwortete: „Ein besonders verdienstliches Werk wüßte ich von mir nicht zu melden, es sei denn, daß ich den Juden bei ihren Hochzeiten aufspielte und sie durch mein Spiel erheiterte; das kommt mir nun zugute.“ Da dachte der Lautenschläger draußen: „Wenn es dem da zugute kommt, daß er den Juden aufgespielt hat, wieviel mehr muß es frommen, überhaupt ein Jude zu werden?“ Dann rief er seinem Freunde in der Hölle zu: „Kannst Du mir raten, wie ich wieder heimkomme? Auch wollte ich Dich um ein Wahrzeichen gebeten haben, daß ich selbst mit Dir gesprochen habe. Denn wenn mir Gott dazu verhilft, daß ich wieder unter Menschen komme, so kann ich alles erzählen, und man wird mir glauben.“ „So berühre mich nur mit Deinem kleinen Finger!“ rief der aus der Hölle. Das that er, und siehe da! der Finger brannte unlöschbar. Darauf sagte er ihm den Weg, und der Lautenschläger zog heim und fragte in jeder Stadt nach Juden, bis er in eine Stadt kam, wo viele Juden wohnten. Hier wollte er zum Judentum übertreten, aber die Juden wiesen ihn an R. Juda. So machte er sich auf den Weg nach Regensburg.

Als er noch etwa 3 Meilen vor dort entfernt war, sprach R. Juda zu seinen Jüngern: „Ich wittere Höllenfeuer. Ein Nichtjude kommt und fragt nach mir. So saget ihm, ich sei nicht daheim. Will er Jude werden, so nehmt ihn auf, damit der böse Höllengeruch von ihm weiche!“

Als nun der Lautenschläger kam und nach R. Juda begehrte, thaten sie, wie dieser ihnen geboten, und von

dieser Stunde an erlosch das Feuer und wich der höllische Geruch. (R. Mb. 54 a.)

4. R. Juda und sein Eidam.

Als R. Juda seine Tochter zu verheiraten beschlossen hatte, so bat sie ihn, er möchte ihr einen Gottesgelehrten zum Manne geben. Das versprach ihr der Vater und ging zu einem anderen Chaßid (Frommen) in derselben Stadt, um sich mit ihm zu beraten. Dieser saß eben im Lehrhause, umgeben von seinen Jüngern. R. Juda setzte sich unter sie und folgte dem Vortrage bis zu Ende. Als aber alle Jünger den Saal verlassen hatten, sprach er zum Rabbi: „Lieber Rabbi, habt ihr unter euern Jüngern nicht einen besonders tüchtigen?" Und der Rabbi erwiderte: „Ich habe deren sogar zwei: der eine ist R. Jochanan, der andere R. Chanina."

Nun ging R. Juda heim und berichtete seiner Tochter von den zwei Jüngern, die ihm der Rabbi genannt. Da sprach die Tochter: „So will ich R. Chanina."

Am folgenden Tage begab sich R. Juda wiederum ins Lehrhaus, hörte dem Vortrage daselbst zu, und als die Jünger fortgingen, bat er den R. Chanina noch zu bleiben. Dann fragte er ihn kurz: „Willst du heiraten?" Und der junge Gottesgelehrte antwortete eben so kurz: „Nein!" „Du sollst aber meine Tochter heiraten!" fuhr R. Juda fort. Aber der Jünger erwiderte: „Ach, lieber Rabbi, ich bin ja nicht würdig, der Eidam eines Mannes zu werden wie ihr!" Doch R. Juda schwur, er müßte sein Eidam werden. Da sprach der Jünger: „Wenn es denn nicht anders sein darf, so will ich sie mir anverloben lassen, aber noch nicht heiraten. Mein Wissen befriedigt mich noch nicht, ich will hinausziehen, um noch mehr zu lernen, und erst wenn ich genug gelernt habe, so will ich wiederkommen

und eure Tochter als Gattin heimführen." Diese Worte berichtete R. Juda seiner Tochter, und sie war es wohl zufrieden. Also wurden die beiden verlobt, und R. Chanina zog von dannen, wohl hundert Meilen weit von Regensburg. Jahre vergingen, und man hörte nichts von ihm.

Nach 10 Jahren merkte R. Juda, daß sein Schwiegersohn den festgesetzten Termin vergessen habe und sagte das seiner Tochter. Sie brach in Thränen und Klagen aus. Aber ihr Vater sprach: „Weine nicht und klage nicht: am nächsten Sonntag ist die Zeit um; wenn er bis dahin nicht kommt, so suche ich dir einen andern Mann." Aber die Tochter war nur wenig getröstet und betete inbrünstig zu Gott, er möchte ihren Verlobten zur rechten Zeit heimführen.

Inzwischen war R. Chanina zehn Jahre bei einem Rabbi gewesen und hatte viel gelernt. Da gerieten sie in einen Streit wegen eines Schriftwortes. Unter den Männern, die zu dessen Erklärung angeführt wurden, fand R. Chanina auch den Namen R. Judas, und bei diesem Namen erinnerte er sich, daß er ja dessen Eidam werden sollte. Er sah nach und fand, daß die zur Hochzeit bestimmte Zeit am nächsten Sonntag abgelaufen sei. Da er aber nach seiner Berechnung wenigstens 100 Meilen weit von Regensburg entfernt war, so geriet er in große Verlegenheit und fragte den Rabbi um Rat. Der aber sagte: „Das ist freilich eine böse Sache! Kommst du nicht heim bis Sonntag, so führt ein andrer deine Anverlobte heim. Nun, ich will dir 50 von meinen besten Jüngern mitgeben, die mögen dich geleiten; machet euch morgen mit Tagesanbruch auf den Weg! Vielleicht hilft euch Gott, daß ihr doch noch zur rechten Zeit nach Regensburg kommt."

So brach er denn am Freitag Morgen mit den 50 Jüngern auf, und sie zogen rüstig ihre Straße, bis sie an einen Berg kamen. Den stiegen sie hinauf und hielten oben Rast; R. Chanina ließ sich an einer etwas tiefer gelegenen Stelle nieder. Da sie aber müde waren, so schliefen sie alle ein. Spät Nachmittag erwachte einer, der

alsbald die andern weckte, und alle merkten mit Bekümmernis, daß sie allzulange geschlafen hatten. Schnell erhoben sie sich und riefen nach R. Chanina, aber sie bekamen keine Antwort, und als sie nach ihm suchten, fanden sie ihn nicht. Da sprachen sie: „Wir wollen uns nicht gar zu lange aufhalten, sondern unsern Weg fortsetzen; vielleicht kommen wir doch noch zur rechten Zeit zur Hochzeit. R. Chanina ist wahrscheinlich auch schon fortgezogen."

Nach einer Stunde erwachte Chanina, erhob sich und stieg den Berg hinauf, um nach seinen Begleitern zu sehen, aber er fand keinen mehr, und all sein Rufen war vergebens. Da setzte er sich traurig auf einen Stein und weinte und betete inbrünstig zu Gott, er möchte ihm helfen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, bald begann der Sabbat. „Am Sabbat setze ich meinen Weg nicht fort," so sagte er zu sich selber, „das ist eine schwere Sünde! Ich will mir eine Herberge suchen." Aber wo sollte er die finden? Vor ihm dehnte sich ein Wald aus, und der Gedanke an wilde Tiere und Räuber erfüllte ihn mit Angst. Aber er dachte: „Es ist besser, ich verliere mein Leben, als daß ich den Sabbat entweihe."

So schritt er hastig weiter und kam glücklich durch den Wald. Als er aus dem Walde war, sah er von ferne ein schönes Schloß und lenkte seine Schritte dahin. Er fürchtete sich freilich hineinzugehen, weil er nicht wußte, ob man ihm darin freundlich oder feindlich entgegenkommen würde; allein er dachte: „Der Abend sinkt bereits hernieder, der Sabbat will beginnen; wollte ich noch weiter wandern, so wäre das eine Entweihung des Sabbats. Davor aber behüte mich Gott! Lieber sterbe ich, wenn es nicht anders sein soll, als daß ich den heiligen Sabbat entweihe." Damit öffnete er die große Thüre des Schlosses und trat hinein.

Eingetreten, bemerkte er vier Thüren, jede nach einer anderen Himmelsrichtung. Er öffnete die nach Osten und kam in ein prächtiges Gemach; der Boden war mit Silber-

platten ausgelegt, und ein schönes Bett stand darin. Von dem Gemache aus erblickte er noch drei Gemächer, ebenso prächtig und mit schönen Betten, und im letzten Gemache saß auf einem weichen Lehnstuhl ein alter Mann, der las aus einem frommen Buche. Ihm gegenüber stand noch ein Stuhl, auf den setzte sich Chanina, um zu lauschen.

Über eine kleine Weile kam ein Diener, der zum Beginn des Sabbatgottesdienstes rief; der Greis erhob sich, und Chanina, geleitet von dem Diener, folgte ihm ins Gotteshaus. Aber welche Pracht strahlte ihm hier entgegen! Von den herrlichsten Gesteinen leuchteten die Wände, und wunderliebliche Wohlgerüche durchdufteten den Raum. Alle begaben sich still an ihre Plätze, aber den Chanina setzte der Diener auf den Sitz neben dem Greis. Hierauf erhob sich ein alter Mann, trat an das Vorbeterpult und begann den Abendgottesdienst, wie ihn Chanina gewöhnt war. Aber ihn dünkte, er habe nie eine so wunderbare Stimme gehört: war's Orgelklang? oder Flötenton? sangen Engelchöre? Und als der Gottesdienst zu Ende war, da schaute er begierig um sich, aber er sah niemand, und außer dem Vorbeter hatten alle geschwiegen.

Da hörte er eine Stimme, die ließ sich also vernehmen: „Allgütiger Vater im Himmel, du weißt, daß ich den guten Willen habe dir zu dienen; aber der böse Trieb in mir ist schwer zu zwingen; o, so habe Geduld mit mir in deiner großen Barmherzigkeit und stehe mir bei, auf daß die Furcht vor dir mich nicht verlasse!" Dieses herrliche Gebet sprach er in seiner Seele mit Andacht nach. Da vernahm er abermals eine Stimme, die ihm allein galt und welche ihm zurief: „Sei getrost! Du bist am Sonntag noch zu rechter Zeit in Regensburg!" Voller Freuden hörte er die Worte dieser Botschaft.

Nach dem Gottesdienste kehrte der Greis in sein Gemach zurück und setzte sich auf seinen Lehnstuhl, Chanina desgleichen, und beide lasen abermals aus dem frommen

Buche und sprachen darüber. Der Diener aber deckte den Tisch, setzte goldene und silberne Gefäße darauf, schenkte in goldene Becher den herrlichsten Wein, dem paradiesische Wohlgerüche entströmten, um den Segen zum Beginn des Sabbats darüber zu sprechen. Hierauf wusch der Greis seine Hände, desgleichen R. Chanina, dann trug der Diener köstliche Speisen auf, und zu jeder Speise einen andern herrlichen Wein; ein so herrliches Sabbatmahl hatte Chanina in seinem Leben noch nicht gesehen, wie viel weniger selber genossen. Nach beendeter Mahlzeit führte der Diener ihn in ein Schlafgemach, das von einem Edelsteine taghell erleuchtet wurde, und in welchem ein herrliches Bett auf goldenen Füßen, die mit goldenen Rädern versehen waren, ihm zur Ruhe bereitet war. Da schlief er denn bis in den hellen Morgen. Dann erhob er sich, las mit dem Alten aus dem Worte Gottes und folgte dann dem Rufe des Dieners zum Tempel.

Hier waren 16 Beter erschienen, während er am Abend zuvor nur acht gezählt hatte. Beim Vorlesen des Wochenabschnittes aus der Thora rief man nach altjüdischer Weise als Vertreter des Priesters den Hohenpriester Aaron in Person auf; als Leviten: Moses, den Sohn Amrams; dann folgten die anderen; auch Chanina wurde aufgerufen. Nach beendetem Gottesdienste sprachen Chanina und der Alte über einen Satz in der Thora, dann richtete der Diener das zweite Sabbatmahl, und man aß und trank in festlicher Weise, wie am Abend zuvor. Und als auch der Nachmittagsgottesdienst abgehalten war, hielt man die dritte Sabbatmahlzeit und studierte wieder im Gottesworte.

So kam der Abend heran, und mit ihm das Ende des Sabbats, den man nun bei einem Becher Weines unter Segenssprüchen verabschiedete. Dann reichte der Alte dem Chanina die Hand, bot ihm den Friedensgruß, und Chanina erwiderte ihn.

Nun verschwanden alle, einer nach dem andern, nur

der Diener war noch sichtbar, und auch der schickte sich eben an davonzugehen. Aber Chanina eilte ihm nach, hielt ihn am Gewande fest und sprach: „Mein lieber Freund, möchtest du mir nicht sagen, wer die Herren alle sind, die ich gesehen habe, und wer du selber bist?" Und der Diener antwortete: „Das will ich dir wohl sagen. Ich bin der Prophet Elias; der Vorbeter ist unser aller Lehrer Moses; der alte Mann ist der Prophet Jeremias; die anderen aber sind Abraham, Isaak und Jakob gewesen; auch der Hohepriester Aaron und andere waren dabei." R. Chanina erschrak nicht wenig.

Da erschien noch einmal der Alte, dessen Vortrage Chanina während des Sabbats so oft gelauscht hatte, ließ sich noch einmal zu ihm nieder und weihte ihn in alle Geheimnisse der Thora ein und lehrte ihn die 70 Sprachen. Zum Schluß gebot er ihm, am andern Morgen in aller Frühe wieder auf den Berg hinaufzusteigen; im Walde werde er vorher seine 50 Begleiter finden; auf dem Berge werde eine Wolke sich herablassen, in diese solle er sich mit ihnen hineinbegeben, so würden sie in kurzer Zeit nach Regensburg getragen werden.

Freudig legte sich Chanina noch einmal in das herrliche Bett; am frühen Morgen aber nahm er seinen Abschied, indem er dem Alten von Herzen dankte und ging zurück durch den Wald, wo er seine Gefährten fand. Da war die Freude groß, und Chanina mußte seine wunderbaren Erlebnisse erzählen. Auf dem Berge angekommen, sahen sie alsbald eine Wolke, die sich herniederließ; sie stiegen hinein und wurden von ihr mit Windeseile nach Regensburg getragen.

R. Juda war eben aufs Feld hinausgegangen. Da sah er die große Wolke heranziehen und sich herniedersenken und war nicht wenig erstaunt, ihr so viele Leute entsteigen zu sehen. Aber er war noch mehr erstaunt, als er seinen Eidam erkannte. Freudig fielen sie sich um den Hals und boten einander Willkommen. „Aber," fragte R. Juda, „du

bist zehn Jahre ausgeblieben; nun sprich, was hast du denn alles gelernt?" Und die Jünger erwiderten für ihren bescheidenen Meister: „O, er kennt alle Geheimnisse der Thora und dazu alle 70 Sprachen." R. Juda wußte, was das zu bedeuten habe; glückselig eilte er heim und kündete alles seiner Tochter. Nun kam auch sie; und als sie ihn erblickte, fiel sie vor ihm nieder in Ehrfurcht und küßte seine Füße. Dann zogen sie gemeinsam in die Stadt und feierten die Hochzeit, für die ja alles schon gerichtet war, in Glück und Freuden. (R. Mb. 49 a.)

5. Der entdeckte Mörder.

Zu Regensburg hatten zwei Maurer im Hause eines Juden zu arbeiten. Dabei bemerkten sie in einer Kammer eitel Gold und Silber und beschlossen, sich dieses Schatzes zu bemächtigen, während die Juden in der „Schul" (Synagoge) wären. Das thaten sie denn auch. Aber der eine Maurer dachte, es wäre besser, wenn er allein die Beute behielte, überfiel also meuchlings seinen Mitarbeiter und erschlug ihn. Dann verließ er das Haus.

Als der Jude heimkam, bemerkte er nicht nur den Diebstahl, sondern fand zu seinem großen Schrecken auch den Leichnam in seiner Kammer. Um den Verdacht und daraus entstehendes Unheil von sich und den Juden abzuwenden, gedachte er den Leichnam heimlich beiseite zu schaffen. Aber die Kunde von dem Morde verbreitete sich mit Windeseile in der Stadt, und in hellen Haufen stürmte die schreiende Volksmenge in die Judengasse, um hier Tod und Verderben zu verbreiten.

Da eilte R. Juda, der Fromme, zum Bürgermeister und sprach: „O Herr, gebietet Einhalt, damit nicht unschuldig Blut vergossen werde. Ihr möget es wohl wissen, daß wir Juden den Maurer nicht getötet haben. Aber ich getraue mich zu beweisen, daß er von seinem Mitarbeiter

erschlagen worden ist." Da antwortete der Bürgermeister: „Wenn du mir das beweisen kannst, so soll keinem von euch ein Leid geschehen." „So laßt zuvörderst," sprach R. Juda, „die Thore der Stadt schließen, damit der Mörder nicht etwa hinauskomme." Das geschah. Dann schrieb R. Juda geheimnisvolle Gottesnamen auf einen Zettel und that sie dem Erschlagenen in die Hand. Alsbald erhob sich der Tote und schaute mit großen Augen um sich. Dann aber stürzte er auf einen Mann in der ihn umgebenden Schar und rief: „Schurke, du hast mich ums Leben gebracht!" Das war aber der Maurer, der mit ihm zusammen gearbeitet hatte. Da ergriff man ihn und verurteilte ihn zum Tode. Der ermordete Maurer aber fiel wieder tot hin, als Juda ihm den Zettel abgenommen hatte.

Nun sprach Juda zum Bürgermeister: „Seht, Herr, wenn ich euch nicht daran gehindert hätte, so wäre viel unschuldig Blut vergossen worden." Und der Bürgermeister erwiderte: „Ihr habt recht, lieber Rabbi, und ich will in Zukunft nie etwas wider euch geschehen lassen, ehe ich nicht versucht habe, hinter die Wahrheit zu kommen." Er hielt Wort, und seine Nachfolger desgleichen. Jedenfalls ist Regensburg wohl die einzige Stadt, die auch in den schlimmsten Zeiten ihre jüdischen Bewohner zu schützen wußte. (R. Mb. 50 b.)

6. Die entdeckten Diebe.

Ein reicher Herzog hatte einem gelehrten Juden zu Regensburg sein ganzes Vertrauen zugewendet, und wenn er in den Krieg zog, so übergab er ihm die Schlüssel zu seiner Schatzkammer.

Nun unternahm der Herzog einmal einen Zug und übergab, wie gewöhnlich, dem Juden die Schlüssel. In einer der folgenden Nächte aber erbrachen neun Bürger

von Regensburg die herzogliche Schatzkammer und schleppten soviel hinweg, als sie nur tragen konnten.

Am Morgen begab sich der Jude, wie gewöhnlich, in die Schatzkammer, um zu sehen, ob alles noch in Ordnung sei. Er erschrak nicht wenig, als er sah, wie wenig die Diebe übrig gelassen hatten. In seiner Ratlosigkeit begab er sich zu R. Juda und bat um seinen guten Rat. Dieser sprach zu ihm: „Tritt näher!" Dann führte er ihn an ein Fenster, hieß ihn hinaussehen und fragte: „Was siehst du?" „Ich sehe," erwiderte der Jude, „daß unser Zimmer hier in die Höhe gestiegen ist, dermaßen, daß ich über alle Dächer in der Stadt hinwegsehen kann."

Da fragte R. Juda zum zweiten Male: „Was siehst du?" Und der andere erwiderte: „Ich sehe die Diebe, und sie tragen das gestohlene Gut in ihren Händen." „So achte wohl," sprach R. Juda, „wo sie den Raub verbergen." Da sagte der Jude: „Ich sehe wohl, wie sie den Raub gern unter der Erde verbergen möchten. Aber mich dünkt, sie nehmen ihn wieder heraus und scheinen unschlüssig, wohin sie mit ihm sollen." „So achte wohl darauf," sprach wieder R. Juda, „wohin sie den Raub thun!" Da rief der andere: „Eben sehe ich, wie sie mit dem gestohlenen Gut zu einer Schmiede gehen; einige reden mit dem Schmiede, während andere indessen unbemerkt in seinem Pferdestall das Gut vergraben." „So achte wohl darauf," sprach wieder R. Juda, „wo der Schatz begraben liegt; merke dir auch genau die Umgebung, auf daß du die Stelle wieder findest. Und nun sei wohlgemut, denn der Schatz wird vorerst an dem Orte liegen bleiben. Sobald aber der Herzog heimkehrt, so geh zu ihm, wirf dich ihm zu Füßen und bitte um Gnade. Dann erzähle alles, was du jetzt weißt!"

Sobald der Herzog heimgekehrt war, that der Jude genau, wie ihm R. Juda geraten hatte. Aber der Herzog sprach gnädig mit ihm, hieß ihn aufstehen und fragte: „Kennst du die Diebe? Und sind auch Bürger aus der Stadt darunter?" „Gnädiger Herr," antwortete der Jude,

„ich kenne sie wohl, es sind Bürger von Regensburg und weiß auch, wohin sie das gestohlene Gut gethan haben." „Lieber Rabbi," sprach der Herzog, „wenn du das weißt, so nimm von meinen Leuten, soviel dir nötig scheint, und hole das Gestohlene und bringe es wieder an seinen früheren Ort." „Ach nein," erwiderte der Jude, „sondern laßt sie erst vor Gericht stellen, und wenn sie ihren Diebstahl eingestanden haben, dann soll ihnen ihr Recht werden, wie solche angesehene Männer es verdient haben." Da sagte der Herzog: „Rabbi, ihr habt recht! So saget mir, wer die Bürger sind!" Und der Rabbi nannte ihm allesamt, und der Herzog ließ sie sogleich rufen. Er schickte aber auch nach anderen Bürgern; denn hätte er die Diebe allein kommen lassen, so hätten sie es gemerkt und sich durch Flucht gerettet.

Als nun alle beisammen waren, sandte der Herzog den Juden mit seinen Leuten hin, um den Raub zu holen, während er die Diebe durch allerhand Gespräche aufhielt. Als sie zurückgekehrt waren, rief der Herzog mit lauter, zorniger Stimme: „Nun, ihr Bösewichter, jetzt gestehet mir, wer in meine Schatzkammer eingebrochen; denn die Einbrecher sind unter euch, und ich kenne sie." Da erschraken sie und waren keines Wortes mächtig. Aber der Herzog sprach zu den Bürgern: „So haltet ihr mir den Eid der Treue, den ihr mir geschworen! Und hättet gern meinen Hofjuden unschuldig in Verdacht gebracht!" Dann wurde das Urteil gesprochen und die Diebe gehängt. (R. Mb. 52 b.)

7. R. Juda stirbt.

In Regensburg befand sich ein Thor mit einer Glocke, die der Thorwächter läutete, wenn ein Leichenzug hindurchkam. Zu Judas Zeit war der Thorwächter ein Judenfeind

und läutete auch beim Durchzug von jüdischen Leichenzügen, um die Juden zu ärgern.

Als nun R. Juda auf seinem Totenbette lag und sterben wollte, ließ er die Gemeinde um sich sammeln und sprach zu ihnen: „Meine lieben Brüder, ich werde nunmehr sterben. Aber ein Wahrzeichen will ich euch zurücklassen. Wenn ich nämlich gestorben bin und meine Leiche durch das Thor getragen wird, so wird der Bösewicht läuten. Alsbald wird das Thor einstürzen, und das soll euch ein Zeichen sein, daß ich zur ewigen Seligkeit in Eden eingegangen bin."

Als nun R. Juda gestorben war, trug man seine Leiche zum Thore hinaus. Da begann der Thorwächter, wie gewöhnlich, zu läuten; das Thor stürzte aber ein und begrub den Thorwächter unter seinen Trümmern.

Nun erkannten auch die Christen an, daß R. Juda ein Heiliger war, im Leben und im Tode.

(R. Mb. 55 b.)

14. R. Samuel Chaßid.

1. Der Pergamenter.

Des R. Juda Chaßid Vater, R. Samuel Chaßid, war, wie männiglich bekannt, ein hervorragender Gelehrter, wohl bewandert in der Thora und in allen rabbinischen Wissenschaften.

Nun lebte zu seiner Zeit ein frommer Gelehrter, hieß R. Juda, der hätte gern den R. Samuel gesehen, von dem er schon soviel Erstaunliches gehört. Und siehe da, sein Wunsch ging in Erfüllung, als er am wenigsten daran dachte.

R. Samuel war nämlich ausgezogen, um bei gelehrten Rabbinern sein Wissen zu vermehren und kam von ungefähr in die Stadt, in der der R. Juda wohnte, und nahm seine Herberge im Hause eben dieses R. Juda.

R. Samuel aber hatte sich vorgenommen, sich nicht als Gottesgelehrten auszugeben, getreu dem Gebote, von der Gottesgelahrtheit keinen weltlichen Nutzen zu ziehen, und nannte aus diesem Grunde auch seinen Namen nicht. So kam es, daß man ihm keine anderen Ehren erwies, als jedem andern Fremden.

Als nun R. Samuel von dannen zog, da fragte ihn sein Wirt nach seinem Namen. „Ich heiße Samuel." „Schon recht," sagte da der Wirt, „aber hast du keinen Zunamen?" Und R. Samuel erwiderte: „Wohl, ich heiße Samuel Pergamenter, so benannt nach meinem Beruf." Da dachte R. Juda nicht anders, als sein Gast wäre ein Pergamentmacher, verabschiedete ihn also wie jeden andern Gast und gab ihm, wie es Sitte war, eine kurze Strecke das Geleit, und einige Schüler mit ihm.

Aber R. Samuel ging mit einem der Schüler ein wenig im Gespräch voran, und als R. Juda umgekehrt war, sagte er: „Gestern hat euer Rabbi mich nach meinem Namen gefragt, und da sagte ich, ich heiße Samuel Pergamenter, so benannt nach meinem Beruf. Ich bin nämlich wohl bewandert in allen Auslegungen und Geheimnissen der Thora, die doch auf Pergament geschrieben wird." Und damit zog er seine Straße.

Der Schüler aber kehrte heim und meldete seinem Lehrer die Worte des Gastes. „Ist das die Wahrheit?" rief R. Juda in höchster Bestürzung aus, „oder treibst du nur dein Spiel mit mir?" „Behüte Gott," erwiderte der Schüler, „der Gast hat wirklich so gesprochen." „So war's kein anderer als R. Samuel Chaßid, und er hat seinen Namen nicht genannt, weil er keine besonderen Ehren

wollte; wie denn auch geschehen. Aber wohlan, wir wollen ihm sogleich nacheilen, so erreichen wir ihn vielleicht noch."

Da machten sie sich eilends auf den Weg und holten richtig ihren Gast noch ein. R. Juda bat recht herzlich um Verzeihung, daß er seinem Meister die gebührenden Ehren nicht erwiesen, weil er ihn nicht gekannt habe. Nun aber solle er mit ihm umkehren und ihm die Freude gönnen, ihn in seinem Hause als den berühmten R. Samuel Chaßid beherbergen zu dürfen. Er bat so lange, bis der Gast einwilligte und umkehrte.

Daheim angelangt, gingen beide Gelehrte in ein stilles Zimmer und blieben vierzehn Tage und Nächte darin, und durfte niemand zu ihnen hinein; wie auch kein Mensch erfahren hat, was sie in dieser Zeit gesprochen und gethan haben. (W. Mb. No. 27.)

2. Durch Buße gerettet.

R. Samuel zog einst nach einer Stadt, wo sich eine talmudische Hochschule befand, um dort sein Wissen zu vermehren, oder, wie man kürzer sagte, um dort zu „lernen." Unterwegs gesellten sich noch drei Juden zu ihm, die nach derselben Stadt wollten.

Sie kamen aber in einen großen Wald, in welchem sie sich verirrten. Sie gingen den ganzen Tag und fanden keinen Ausweg. Nun neigte sich der Tag zu Ende, und R. Samuel spähte besorgt nach allen Seiten aus, ob er nicht wenigstens eine Hütte entdecken möchte, wo sie sicher vor wilden Tieren die Nacht zubringen könnten.

Da erblickte er zuletzt ein Haus und rief voll Freude seinen Reisegenossen zu: „Freut euch, ich sehe dort ein Haus! Doch laßt zuvor mich allein hineingehen, damit ich euch Kunde bringe, wer darinnen wohnt." Damit trat er hinein.

Auf dem Herde brannte ein Feuer, und viele Töpfe standen darum, aber er sah keinen Menschen. Schon wollte er hinausgehen, um die Genossen zu rufen, als ihm ein alter Mann mit schneeweißem Bart entgegentrat, ihn freundlich begrüßte und einlud, die Nacht bei ihm zu bleiben und Speise und Trank mit ihm zu teilen.

„Ehrwürdiger Greis," erwiderte R. Samuel, „deine Einladung nehme ich mit Freuden an; doch habe ich draußen noch drei Genossen — wo sollen die denn bleiben?"

„Laß deine Gesellen nur immerhin im Walde übernachten; es sind gar arge Bösewichter und sind es wohl wert, daß sie von wilden Tieren gefressen werden. Indessen, da es deine Reisegesellen sind, so sollen sie um deinetwillen aufgenommen sein. Doch warne ich dich: geh fürder nicht mit ihnen, damit dir nicht ihretwegen Böses widerfahre."

Da rief der Rabbi die drei anderen, und sie aßen und tranken und nächtigten alle in dem Hause des alten Mannes.

Als R. Samuel sich am Morgen verabschiedete, nahm ihn der Greis beiseite, segnete ihn und sprach: „Ich bin der Prophet Jeremias, ich hause in einsamen Wäldern und klage um die Zerstörung Jerusalems," und zeigte ihm manche Rolle, die er mit Klageliedern vollgeschrieben hatte. Dann geleitete er ihn sicher durch den wilden Wald, der von Räubern und Tieren wimmelte.

Sobald R. Samuel mit den drei Reisegesellen wieder allein war, sprach er: „Es wäre eine Sünde, wenn ich verschweigen wollte, was ich über euch erfahren habe. Vernehmet denn: nur meinetwegen hat der Greis euch über Nacht beherbergt; denn ihr wäret so arge Bösewichter, sagte er, daß ihr wohl verdientet, daß euch die wilden Tiere gefressen hätten."

Als die drei Männer diese Worte hörten, erschraken sie gewaltig, denn sie merkten, daß ihre ruchlosen Thaten

offenbar geworden, und baten den Rabbi flehentlich, er möchte ihnen die Buße bestimmen; denn sie seien große Sünder und wollten sich bekehren.

Der fromme Mann bestimmte ihnen nun die Buße und sprach: „Sofern ihr diese Buße thut, so mögt ihr euch wohl noch das künftige Leben erwerben; thut ihr sie aber nicht, so werdet ihr noch innerhalb dieses Jahres eines schändlichen Todes sterben."

Darauf sprachen sie: „Ehrwürdiger Rabbi, wir wollen alles thun, was du uns auferlegst, ja eher noch mehr."

So zogen sie weiter und kamen in die Stadt, in welcher R. Samuel „lernen" wollte. Es war gegen Abend, und sie gingen in die Synagoge zum Gebete.

Da traten die drei Sünder vor die heilige Lade, kündeten sich mit lauter Stimme den Versammelten als Büßer an, bekannten auch ihre Sünden und nannten die Buße, die ihnen der Rabbi auferlegt hatte. „Die aber," so schlossen sie, „wollen wir mit ganzem Herzen und allen Kräften thun."

Und sie hielten Wort.

Danach begab es sich in einer Nacht, daß R. Samuel eine Stimme hörte, die ließ sich also vernehmen: „Du sollst wissen, R. Samuel, daß Gott die Buße der drei Sünder wohlgefällig aufgenommen hat und daß auch ihnen das ewige Leben im Eden beschieden ist."

Am Morgen eilte R. Samuel, wie gewöhnlich, zur Synagoge, und als der Gottesdienst beendet war, trat er auf und hielt den Betern eine Rede.

Niemand, so sprach er, dürfe an sich selbst verzweifeln; niemand dürfe sagen: „Ich bin ein solcher Sünder, daß alle Buße mich nicht retten kann; wozu soll ich mich peinigen?" „Nehmt euch vielmehr ein Beispiel," fuhr er fort, „an den drei Sündern, die ihr hier einmal gesehen und gehört habt; so groß und viel ihre Sünden waren, die aufrichtige Buße, die sie gethan haben, hat Gott mit

Wohlgefallen angenommen und sie des ewigen Lebens würdig befunden. So heißt es auch im Talmud: „Die Bußfertigen stehen gewissermaßen höher, als diejenigen, die nicht gesündigt haben."

Drei Jahre verweilte R. Samuel in dieser Stadt, dann kehrte er in seine Heimat zurück.

(W. Mb. No. 167.)

3. Der Almosen-Pfennig.

R. Samuel kam einmal nach Köln a. Rhein. Er war aber in großer Not, denn er hatte nichts und bat die jüdische Gemeinde daselbst um ein Almosen. Da bestellten sie zwei Talmudjünger, die sollten bei den Kölner Juden umhergehen und Gaben heischen für R. Samuel.

So hatten sie an siebzig Gulden beisammen, als sie auch zu einem reichen Manne kamen, der aber kein Herz für die Armen hatte. Als sie ihm ihr Begehren vorgetragen hatten, wurde er zornig, warf ihnen einen Pfennig vor die Füße und rief: „Da nehmt den Pfennig für euren Bettelmann!"

Das verdroß die beiden Schüler sehr, sie ließen den Pfennig liegen und begaben sich zu R. Samuel. Sie übergaben ihm das gespendete Geld und konnten sich nicht enthalten, ihm voller Entrüstung auch das Thun und Reden des kargen Reichen zu berichten.

Aber R. Samuel sprach: „Ihr lieben Brüder, das war nicht recht von euch; geht hin uud bringt mir auch den Pfennig! Da Gott es mir hat also auferlegt, daß ich der Gaben anderer bedarf, so darf ich auch die kleinste Gabe nicht verschmähen."

Sie gingen also zu dem reichen Manne zurück, um den Pfennig aufzuheben. Und als dieser sehr verwundert darüber war, berichteten sie ihm des Rabbi Worte.

Da erfaßte den Reichen eine gewaltige Reue, er holte eine beträchtliche Summe Geldes aus dem Schrein und eilte in die Herberge des R. Samuel. Hier bat er ihn innig um Verzeihung und war erst dann beruhigt, als der Rabbi auch das Geld angenommen hatte.

(W. Mb. No. 165.)

4. Ein Bekehrter.

Einstmals war R. Samuel am Versöhnungstage in Speier, und die Gemeinde zeichnete den frommen Mann dadurch aus, daß sie ihn mit dem Vorbeten betraute. Wie er nun vor der Gemeinde stand und in heiliger Andacht, jedem irdischen Gedanken entrückt, die frommen Buß- und Bittgebete vortrug nach der Väter Weise, da trat einer von den Räten des Bischofs mit einigen Begleitern in die Synagoge.

Als der den Rabbi so singen hörte, sprach er zu ihnen: „Ei, seht doch nur den Juden an, wie er so ganz verzückt in Andacht seine Augen nach dem Himmel kehrt! Ich kann der Lust nicht widerstehen, ihm in das offne M... zu speien!“ Und trat hin und that nach seinem Gelüsten.

Aber es kam anders als der übermütige Frevler ererwartet hatte. Denn der fromme R. Samuel ließ sich nicht in seiner Andacht irre machen, er fuhr fort in seinem heiligen Gebete, als wäre nichts geschehen.

Nun empfand der böse Mann bittere Reue wegen seines frevelhaften Thuns; der Jude in seiner Andacht kam ihm wie ein Heiliger vor, und sein Gesang erschien ihm jetzt so schön und erhebend, daß er zu seinen Begleitern sprach: „Ich habe unrecht gethan, dem Juden diese Schmach zuzufügen, und ich fürchte, Gott werde mich dafür strafen; das weiß der Jude wohl auch, und darum läßt er sich nicht irre machen.“ Und ging mit großem Kummer heim.

Am folgenden Tage ging er in des Rabbi Herberge und sprach: „Sagt mir doch nur, mein Rabbi, warum habt ihr gestern gar so andächtig gebetet?"

Der Rabbi erwiderte: „Herr, warum fraget Ihr danach, da Ihr mir doch gestern eine Schmach angethan habt, wie sie mir in meinem ganzen Leben nicht ist angethan worden! Und das Gespötte, das Ihr sonst noch habt getrieben! Und das in unsrem Gotteshause und an der heiligen Stätte, an der ich stand! Und gar an einem so großen und heiligen Tage, wie der gestrige gewesen! Denn wir glauben gewiß und wahrhaftig, daß dieser Tag von Gott, dem Allmächtigen, uns geboten ist, auf daß uns unsere Sünden vergeben werden um unserer Buße willen und um der Schmach willen, die Ihr mir zugefügt, und um all der Leiden willen, die wir fort und fort von euch erdulden müssen. In diesem festen Glauben nehmen wir alle Leiden geduldig hin, und in diesem Glauben habe auch ich mich nicht irre machen lassen, sondern habe mein Gebet mit Inbrunst und in Freuden beendet."

Diese Worte machten auf den Spötter einen tiefen Eindruck; keiner Antwort fähig, bat er um Verzeihung; er habe sich nichts weiter dabei gedacht, und der Rabbi möchte Gott für ihn um Vergebung bitten für den an heiliger Stätte begangenen Übermut; er wollte so etwas gewiß in seinem ganzen Leben nicht nocheinmal thun, es vielmehr an allen Juden gut zu machen suchen; das werde der Rabbi selber schon noch merken. R. Samuel erwiderte ihm nichts darauf, und so ging er von dannen.

Aber des Bischofs Rat hielt Wort. Was irgendwie den Juden nachteilig sein konnte, und er hörte es, das wußte er zum besten der Juden zu wenden. Dabei kam er wiederholt zu R. Samuel und bat immer dringender um Verzeihung, bis dieser endlich sagte: „Nun denn, wohl habt Ihr eine große Sünde an mir begangen; doch da ich sehe, wie sehr Ihr diese Sünde bereuet und da Ihr ge-

lobtet, dergleichen niemals wieder zu thun, und da ich ferner höre, wie Ihr Euch bemühet den Juden Liebes zu erweisen, so zweifle ich nicht mehr an Eurem guten Willen und verzeihe Euch; wie ich auch Gott bitten will, daß er Euch den Frevel an heiliger Stätte verzeihe. Ist es doch die beste Buße, wenn einer eine Sünde nicht wieder thut."

Bald darauf aber kam er zu R. Samuel und ließ sich ins Judentum aufnehmen und ward ein echter und rechter Jude; seine Reichtümer aber verteilte er unter die armen Juden in Speier.

(W. Mb. No. 168.)

5. Die drei Pfaffen.

Drei Pfaffen, erfahren in geheimen Künsten, hatten von R. Samuels Gelehrsamkeit und seinem geheimen Wissen gehört. Sie machten sich also auf, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und ihn womöglich zu übertreffen.

Bei R. Samuel angelangt, sprachen sie: „Von deiner Meisterschaft in den geheimen Künsten haben wir in weiter Ferne viel vernommen; so sind wir hergekommen und bitten dich: laß uns deine Künste sehen, so wollen wir dir auch unsre zeigen. Versage uns die Bitte nicht, nachdem wir einen so weiten Weg daher gemacht haben."

Nun lebte damals ein tiefgelehrter Mann, R. Jakob mit Namen, der hatte ein köstliches, geheimnisvolles Buch, das hätte R. Samuel schon lange gerne gehabt. Er sprach also zu den drei Pfaffen: „Vermöchtet ihr einen Geist zu beschwören, daß er einen Brief von mir an R. Jakob trägt des Inhalts, daß R. Jakob mir das Buch schicke und der Geist mir Bescheid samt Buch überbringt, so wollte ich glauben, daß ihr euch eurer Künste nicht vergebens rühmt."

Da sprachen die drei Pfaffen: „Da wir gekommen

sind, um dich zu ehren und dir zu zeigen, daß unsere Kunst der deinen überlegen ist, so wollen wir vollführen, was du verlangst. Wohlan, komm mit hinaus aufs freie Feld, so sollst du Wunder schauen."

Auf dem Felde angelangt, sprachen sie: „Nun merke wohl auf unsere Kunst. Es wird sich einer von uns dreien in einen Kreis am Boden hineinbegeben; drauf wird ein anderer eine Beschwörungsformel über ihn sprechen, dann wird seine Seele aus ihm fahren, sich zum R. Jakob begeben, deinen Auftrag ausrichten und dir auch das gewünschte Buch bringen. Derjenige aber, dessen Seele infolge der Beschwörung ausgefahren ist, wird drei Tage wie tot in dem Kreise am Boden liegen bleiben und erst am dritten Tage wieder seine Seele zurückerhalten; dann wird er sich vom Boden erheben und frisch und gesund sein wie vordem."

Und wie gesagt, so thaten sie. Dann sprachen die beiden Pfaffen: „Es ist nicht nötig, daß auch wir hier weilen; wir kehren lieber in die Stadt zurück und kommen übermorgen um die Mittagszeit hierher, wenn die Seele in den Körper unseres Bruders zurückgeht; er wird sich dann erheben und dir das gewünschte Buch überliefern."

So kehrten sie in die Stadt zurück.

Am dritten Tage sprachen die beiden Pfaffen zum Rabbi: „Wohlauf, nun wollen wir hinaus ins Feld; da sollst du sehen, wie die Seele unsres Bruders in den Körper wiederkehrt."

R. Samuel folgte ihnen, doch hatte er mit seiner geheimen Kunst es so gemacht, daß die Seele nicht wieder in den toten Körper hineinkonnte. Da das die beiden Pfaffen inne wurden, begannen sie den Tod ihres Bruders mit Jammer und mit Thränen zu beklagen.

R. Samuel aber sprach: „Wollt ihr nunmehr meine Überlegenheit anerkennen, so will ich wohl machen, daß die Seele wieder ihren Weg in des Entseelten Körper finde, so

daß er sich alsbald vom Boden erhebe."

Da sanken beide nieder und flehten den Rabbi auf ihren Knieen an, er möchte doch um Gottes willen machen, daß ihr Bruder wieder ins Leben zurückkehre; sie wollten seine Überlegenheit gewiß und freudig anerkennen.

R. Samuel sprach seine Beschwörung aus, die Seele kehrte dem Entseelten wieder, er erhob sich flugs und übergab dem Rabbi Brief und Buch.

Damit war ein langgehegter Wunsch des Rabbi erfüllt worden.

Die drei Pfaffen aber dankten ihm von Herzen und gestanden bereitwillig zu, daß seine Kunst noch größer sei, als man in der Welt wisse.

(W. Mb. No. 161.)

15. Der Papst Elchanan.

R. Simeon (der Große) wohnte zu Mainz und hatte ein Söhnlein mit Namen Elchanan.

Eines Sabbats, während die Eltern in der Synagoge waren, kam die christliche Sabbatfrau, um, wie gewöhnlich an diesem Tage, Feuer im Ofen zu machen, und nahm das Knäblein, als sie fortging, mit. Die Magd sah das wohl, aber sie dachte sich nichts Arges dabei und meinte, die Frau werde das Kind schon zurückbringen. Als sie aber zu lange ausblieb, ging sie der Frau nach, konnte sie aber nicht finden.

Inzwischen kamen die Eltern aus der Synagoge heim und fanden weder die Magd noch das Kind. Da tritt die

Magd herein und erzählt jammernd, wie die Sabbatfrau das Kind mitgenommen und jetzt nirgends zu finden sei. Nun begann ein eifriges Suchen und Forschen, aber ohne Erfolg. R. Simeon fastete und betete Tag und Nacht zu Gott, daß er sie ihr Kind wiederfinden lassen möchte, aber es war und blieb verschwunden.

Die Sabbatfrau hatte den Knaben zu einem Geistlichen gebracht, der ihn taufte und im christlichen Glauben erzog. Da er außergewöhnlich gute geistige Anlagen hatte, so lernte er mit wunderbarer Schnelligkeit allerlei Sprachen, bezog bald die besten Hochschulen und kam schließlich nach Rom, wo er ein Kardinal wurde. Alle Welt sprach mit Achtung und Bewunderung von ihm; und als der Papst starb, bestieg er den päpstlichen Stuhl.

Aber er wußte sehr wohl, daß er ein geborener Jude und R. Simeon zu Mainz sein Vater war, und das Verlangen, seinen alten Vater zu sehen, ward immer stärker in ihm. So erließ er ein Edikt an den Erzbischof von Mainz, es sollte den Mainzer Juden hinfort verboten sein ihren Sabbat zu halten, ihre Kinder als Juden zu erziehen und ihre Frauen in das rituelle Tauchbad zu schicken. Er sah nämlich voraus, daß die Juden daraufhin sich an ihn wenden würden, um die Aufhebung des Ediktes zu erwirken, und daß sie dazu den R. Simeon wählen würden.

Und so geschah es auch. Denn als der Erzbischof den Juden zu Mainz den päpstlichen Befehl eröffnete und auf ihre Vorstellungen erwiderte, er habe keine Macht gegen den Papst, sondern sie müßten sich an diesen selbst wenden, so beschlossen die Juden eine Abordnung nach Rom zu schicken und wählten dazu R. Simeon und zwei Schriftgelehrte.

In Rom kehrten sie zuerst bei Juden ein und teilten ihnen Grund und Zweck ihrer weiten Reise mit. Da waren die Juden zu Rom nicht wenig erstaunt. „Seit Menschen-

gedenken," sagten sie, „ist kein Papst so leutselig gegen die Juden gewesen, als der jetzige! Darum ist es unmöglich, daß er ein solches Edikt erlassen habe; das hat der Erzbischof auf eigene Hand gethan." Aber R. Simeon zeigte ihnen das päpstliche Schreiben und Insiegel, und die Juden mußten es nun wohl glauben.

Da beteten und fasteten sie mit den Mainzer Juden zusammen, dann gingen die Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Rom zum Kardinal, um seine Bemühung anzurufen. Aber als dieser das Schreiben an den Erzbischof von Mainz gesehen und die eigenhändige Schrift des Papstes erkannt hatte, sagte er: „Da kann keiner etwas thun! Aber ein Versuch bleibt noch zu machen: Wendet euch mit einer Bittschrift an den Papst selbst, und wir wollen schon sorgen, daß sie in seine Hände gelangt."

Also verfaßten die Juden eine Bittschrift, und als der Papst sie gelesen hatte, befahl er, daß der älteste der Abgesandten vor ihm erscheinen sollte. Das war aber R. Simeon, ein ehrwürdiger Greis.

Als der in das Gemach des Papstes trat, saß dieser vor dem Schachbrett und spielte mit einem Kardinal. R. Simeon sank ins Knie, aber der Papst erschrak, als er den Greis so vor sich sah, und hieß ihn aufstehen und sich setzen, bis er das Spiel beendet hätte.

Als er fertig war, fragte er den Greis nach seinem Begehr, und dieser sagte es ihm unter Bitten und Thränen. Der Papst hörte ihn freundlich an, ließ sich mit ihm in ein gelehrtes Gespräch ein, und R. Simeon bewunderte die Gelehrsamkeit des Papstes. Schließlich sagte dieser: „Nun sei getrost, dein Anliegen soll nach deinem Wunsche erledigt werden. Ich habe aber allzeit Juden bei mir gesehen, die sehr gut Schach spielten; ich denke, du bist ein so gelehrter Mann, du wirst auch Schach spielen können. Willst du nicht einmal einen Gang mit mir wagen?"

Das war R. Simeon zufrieden und that dabei einen Zug, wie er meisterhafter wohl von keinem in der ganzen Welt gethan werden möchte — und doch setzte ihn der Papst matt; worüber R. Simeon sich nicht wenig wunderte. Dann führten sie noch ein religiöses Gespräch, wobei R. Simeon den Scharfsinn den Papstes bewunderte.

Danach verabschiedete der Papst die Kardinäle, und als er mit seinem Vater allein war, fiel er ihm um den Hals und rief mit Thränen: „Mein teurer alter Vater, kennst du mich nicht?" Und R. Simeon antwortete betroffen: „Wie sollte ich Ew. Gnaden kennen!" „So besinnt Euch," fuhr der Past fort, „habt Ihr nicht einmal einen Sohn verloren?" Als der Greis das hörte, erschrak er und erwiderte: „Allerdings." „Nun," fuhr der Papst fort, „dieser Sohn bin ich, und ich habe das Edikt nach Mainz erlassen, damit du nach Rom kommest, und ich dich wiedersehe. Meine Absicht ist erreicht, und ich will alsbald meine päpstliche Würde niederlegen. Nun gieb mir einen Rat, mein teurer Vater, wie kann ich gut machen, daß ich meinen angestammten Glauben so lange verleugnet habe?" Doch R. Simeon erwiderte: „Sorge nicht, mein Sohn; Du bist gewaltsam einem andern Glauben zugeführt worden, und warst ja noch ein Kind."

Da gab ihm der Papst ein Schreiben mit, wodurch das Edikt wieder aufgehoben wurde, und sprach: „Nun ziehe heim, und der Gott Israels behüte dich! Bringe dieses Schreiben dem Erzbischof von Mainz, und über das, was ich dir sonst offenbart habe, beobachte Schweigen! Ich selbst will bald bei euch sein."

Als R. Simeon vom Papst kam und von dem guten Erfolge berichtete, war große Freude unter den Juden; sie zogen eilends heim nach Mainz, und auch hier war die Freude groß.

R. Simeon berichtete nun seiner Frau, daß er in Rom seinen verlorenen Sohn gefunden habe, und das sei

der Papst. Als die Frau das hörte, erhob sie große Klage; doch R. Simeon sagte: „Betrübe dich nicht, denn er wird bald wieder unser sein.“

Der Papst aber schrieb ein Büchlein, that es in ein Gewölbe, das er verschloß, und ordnete an, daß sein Nachfolger es lesen sollte. Dann nahm er allerlei Hab und Gut mit sich und zog nach Mainz unter die Juden und lebte dort in Ansehen und in Ehren, denn er war ein wohlhabender und gelehrter Mann.

Zu Rom aber war eines Tages der Papst verschwunden, und niemand wußte, wo er geblieben war.

(R. Mb. 56 d.)

16. Raschi und der Herzog von Lothringen.

Raschi war bekannt nicht nur als der größte Gelehrte seiner Zeit, sondern auch als ein weiser Mann, der sogar die Sehergabe besaß. Davon hatte auch der Herzog von Lothringen gehört.

Als er nun ins heilige Land ziehen wollte, um gegen die Sarazenen zu kämpfen, sandte er zu Raschi und ließ ihn bitten zu ihm zu kommen. Aber Raschi wollte nicht. Das verdroß den Herzog. Da er ihn jedoch sprechen wollte, so zog er mit seinem Volke nach Worms und hielt vor Raschis Hause an.

Das Haus stand offen, offene Bücher lagen auf dem Tische, aber es war kein Mensch zu sehen.

Da rief der Herzog mit lauter Stimme: „Salomo, Salomo, wo bist du?“ Und Raschi erwiderte: „Was begehrt der Herr?“ Aber der Herzog, der niemand sah, rief abermals: „Salomo, wo bist du?“ Und Raschi erwiderte: „Hier bin ich, mein Herr!“ Da der Herzog wieder niemand sah, verwunderte er sich sehr und trat zum Hause hinaus. Da

sah er einen von Raschis Schülern und fragte ihn, ob in diesem Hause Raschi wohne. Der Schüler bejahte das. Da sprach der Herzog: „So sage deinem Rabbi, daß er zu mir herauskomme; ich schwöre, daß ihn keinerlei Schade von mir treffen soll.“

Da Raschi diese Worte hörte, kam er heraus und fiel dem Herzog zu Füßen. Der aber hob ihn auf und sprach: „Nun habe ich deine Kunst gesehen. Aber ich habe noch ein anderes Begehren. Ich habe ein mächtig Heer zu Fuß und zu Roß gerüstet, mit dem will ich nach dem heiligen Lande ziehen, um Jerusalem zu erobern. Nun sage mir deine Meinung, und verhehle mir nichts, es sei gut oder böse.“

Da sprach Raschi: „Herr, ich will Euch wohl die Wahrheit sagen: Im Anfang werdet Ihr siegreich sein und Jerusalem erobern; drei Tage werdet Ihr König von Jerusalem sein, aber am vierten werden Euch die Sarazenen wieder aus der Stadt vertreiben; Ihr werdet fliehen müssen, und der größte Teil Eures Heeres wird erschlagen werden, so daß Ihr nur mit zwei Mann und einem Pferdekopf nach Worms zurückkommen werdet. Dies ist die Wahrheit, und nun thuet, wie Euch gut dünkt!“

Als der Herzog diese Rede hörte, verdroß sie ihn sehr, und er sprach: „Möglich, daß du recht hast, und daß es mir also ergeht, wie du sagst. Aber das sage ich dir: komme ich auch nur mit einem einzigen Begleiter mehr zurück, als du sagst, so sollen die Hunde dein Fleisch verzehren und alle Juden in meinem Lande ihr Leben lassen.“ Damit wandte sich der Herzog und ritt mit seinem Kriegsvolk von dannen.

Aber es geschah, wie ihm Raschi verkündet hatte, und als er wieder vor Worms kam, da hatte er nur noch drei Mann, die jeder auf einem Pferde ritten. Nun gedachte er der Worte Raschis, und sprach in seinem Herzen: „Ich sollte mit nur zwei Mann und einem Pferdekopf wieder-

kommen, ich komme aber mit dreien wieder, und darum soll der Jude seinem Schicksale doch nicht entgehen.“ Mit diesen Gedanken war er in das Thor hineingeritten.

Aber plötzlich löste sich ein schwerer Balken mit eisernen Spitzen los, der fiel herunter, tötete einen Begleiter des Herzogs und schlug dem Pferde den Kopf ab. So blieb der tote Mann außerhalb des Thores, der Pferdekopf aber innerhalb. Der Herzog erschrak, denn er merkte, daß Raschi recht geweissagt hatte. Sogleich begab er sich nach dessen Hause, aber Raschi war soeben gestorben, und der Herzog trauerte sehr über seinen Tod. (R. Mb. 55 b.)

17. Die Vögel bringen es an den Tag.

Ein Jude ging über Land. Da überfiel ihn ein Räuber und nahm ihm alles, was er hatte. Als das geschehen war, sprach er: „Nun muß ich dich auch töten, damit du nicht mein Verräter wirst.“ Aber der Jude sprach: „Wenn du mich tötest, so werden die Vögel dich verraten, und du kommst um dein Leben.“ Da sprach der Räuber: „Du willst mich wohl zum besten halten.“ „Nicht doch,“ rief der Jude dagegen, „es heißt wirklich in unserer heil. Schrift (Pred. Sal. 10, 20.): „Die Vögel des Himmels erzählen die Sache.“ Aber der Räuber wurde ungeduldig und rief aus: „Genug, Jude!“ und tötete ihn.

Nun zog er seines Weges in den nächsten Ort, ging in ein Wirtshaus und bestellte sich ein Nachtessen. Der Wirt trug ihm Krammetsvögel auf. Als der Räuber die Vögel sah, lachte er. Da fragte ihn der Wirt, warum er lache. Der Räuber aber dachte: „Was liegt an einem Juden? Um eines Juden willen brauche ich mir keinen Zwang anzuthun,“ und erzählte lachend, wie er den Juden getötet.

Als der Wirt das hörte, dachte er: „Wer die Ermordung eines Menschen so leicht nimmt und sich gar damit rühmt, der hat schon mehr gemordet,“ ging zum Bürgermeister und sagte ihm, ein Räuber sitze in seiner Wirtsstube. Dann kehrte er zurück und setzte sich zu seinem Gaste an den Tisch.

Es währte gar nicht lange, so kam der Bürgermeister mit drei bewaffneten Knechten und erklärte den Räuber für gefangen. Da erschrak der Räuber so, daß er fast vom Stuhle sank; er gestand sogleich den Mord am Juden und noch manchen anderen. Da wurde er aufs Rad geflochten und büßte mit grausamem Tode seine Schandthaten.

So haben es die Vögel doch an den Tag gebracht.

(R. Mb. 70 b.)

18. Der verzauberte Rabbi oder das böse Weib.

Im Lande Uz lebte ein Rabbi, der war gelehrt und reich und wohlthätig über die Maßen. Er lehrte nicht nur, sondern unterhielt auch eine ganze Schar von Jüngern, ließ Kinder auf seine Kosten erziehen und unterrichten und that viel Gutes an den Armen.

Aber sein Weib war geizig und bösartig und ward allemal zornig, wenn ein Armer ihr Haus betrat.

Nun begann des Rabbi Reichtum abzunehmen, schwand immer mehr dahin, und zuletzt litt er selber Mangel. Da gedachte er heimlich die Stadt zu verlassen, damit niemand wissen möge, wohin er gekommen.

Er berief also seine tüchtigsten Schüler, offenbarte ihnen seine Absicht und forderte sie auf mit ihm zu ziehen. Sie waren sogleich dazu bereit und erboten sich auch, soweit wie möglich ihn mit ihrem eigenem Hab und Gut zu unterstützen.

So zog er mit ihnen heimlich fort, und niemand wußte, wo der Rabbi geblieben war. Aber seine anderen Jünger beklagten das Verschwinden ihres Lehrers, und die Armen, die er immer so freigebig unterstützt hatte, den Verlust ihres Wohlthäters.

Der Rabbi zog mit seinen Jüngern von Stadt zu Stadt, und überall empfing man ihn mit großen Ehren; aber als ein oder zwei Jahre vergangen waren, hatten sie alle ihr Hab und Gut verzehrt, und der Rabbi war immer noch arm, und sie waren zuletzt auf die milden Gaben anderer angewiesen. Am schlimmsten aber war es, daß sie nunmehr in zerrissenen Gewändern einhergingen und für Landstreicher gehalten wurden und niemand ihnen mehr etwas geben wollte.

Da sprachen sie eines Tages zum Rabbi: „Lieber Rabbi, was soll nun das Ende sein? Länger können wir es nicht mehr so treiben! Wir wollen heimziehen zu unseren Eltern, versprechen Euch aber, niemandem zu verraten, wo Ihr seid, und wie es Euch geht.“

Da antwortete der Rabbi: „Meine lieben Schüler, ich kann der Wahrheit gemäß sagen, daß ihr mir lange genug treue Anhänglichkeit bewiesen habt, und kann eure Worte nicht tadeln. Dennoch bitte ich euch, noch einige Tage bei mir auszuhalten. Sendet uns Gott — des Name gelobt sei! — bis dahin keine Hilfe, so möget ihr in Frieden heimziehen.“ Die Schüler versprachen ihm darauf, noch einige Tage bei ihm zu bleiben, und so zogen sie allesamt weiter ihre Straße.

Einmal blieb der Rabbi hinter ihnen zurück. Da bemerkte er ein kleines Wiesel, das ein goldenes Ringlein in seinem Munde trug.

„Das Tierchen braucht kein Ringlein, mich aber könnte es aus bitterer Not retten,“ dachte der Rabbi und lief dem Wiesel nach. Dieses aber entfloh und ließ dabei das Ringlein fallen.

Sogleich hob es der Rabbi auf, und als er es betrachtete fand er innen eine Inschrift, die lautete:

Klein seh ich aus und gar gering,
Bin doch ein unbezahlbar Ding.

Der Rabbi, als ein weiser Mann, ahnte sofort, daß das Ringlein eine besondere Eigenschaft haben müsse; aber welche?

„Vielleicht ist es gar ein Zauberring,“ dachte er weiter, „und man kann mit ihm seine Wünsche erfüllen?“

Blitzschnell kam ihm der Wunsch: „O, wenn mir Gott doch einen Beutel Goldgulden bescherte!“

Kaum hatte er den Wunsch geäußert, so lag da vor ihm ein Beutel mit Gold.

Da war seine Freude groß, und er eilte zu seinen Jüngern und sprach: „Meine lieben Schüler, fasset Mut! Wir kommen nun in die Stadt, in der wohnt ein Freund von mir, ein sehr reicher Mann, der leiht mir soviel Geld, wie ich nur wünsche; dann sollt ihr alle euch neue Kleider beschaffen und in Frieden heimziehen.“ Von dem Zauberringe aber sagte er ihnen nichts.

So waren die Jünger froh, und als sie in der Stadt waren und sich dort einen Tag aufgehalten hatten, kleidete er sie alle in Sammet und Seiden, kleidete auch sich selbst wieder wie in den Tagen seines Wohlstandes und kaufte zuletzt einen schönen geräumigen Wagen, um in Ehren wieder mit ihnen in ihre Heimat zurückzukehren. Die Jünger erstaunten nicht weiter, denn sie meinten nicht anders, als daß der Rabbi von seinem reichen Freunde einige tausend Gulden entliehen habe.

Mit großen Ehren wurde der Rabbi daheim empfangen, seine zurückgebliebenen Jünger waren froh, daß er wiedergekommen war, aber am meisten freuten sich die Armen, denen er wieder ein Wohlthäter wurde wie in früheren Zeiten.

Nur das böse Weib ärgerte sich wieder über die reichen Gaben, die er spendete.

Einstmals sagte sie zu ihm: „Mein lieber Mann, woher kommt dir denn das viele Geld jetzt? Und wir waren doch so arm!"

„Gott hat mich unterwegs einen Schatz finden lassen," erwiderte er.

Aber das böse Weib wollte ihm das nicht glauben und quälte ihn so lange, bis er ihr die Wahrheit erzählte. Da dachte sie: „Bekomme ich das Ringlein jemals in die Hand, so geb' ich's nimmer wieder her, und seine Verschwendung soll ein Ende haben."

So begann sie ihn zu bitten, er sollte ihr das Ringlein einmal zum Ansehen geben. Aber der Rabbi, der den bösen Sinn seines Weibes kannte, schlug die Bitte ab.

Da begann sie zu weinen und zu klagen und lag ihm so lange in den Ohren, bis er es nicht mehr ertragen konnte und ihr das Ringlein zum Besehen gab.

Kaum hatte sie es, so rief sie aus: „So wünschte ich, daß mein Mann ein Werwolf und im Walde wäre!"

Kaum war das Wort gesprochen, so sprang der Rabbi als Wolf zum Fenster hinaus und rannte in den Wald und baute sich dort eine Wohnung. Und war ein wilder Wolf, der Menschen fraß, und alle fürchteten sich vor ihm, und die Kohlenbrenner mußten aus dem Walde fliehen, um nicht von ihm gefressen zu werden.

So kam der Sabbat heran, und man wartete auf den Vortrag des Rabbi; aber sein böses Weib sagte zu den Jüngern, sie sollten heute auf ihren Mann nicht warten, er werde seinen Vortrag nicht halten, da er nicht wohl sei.

Das glaubten sie ihr und gingen heim. Als sie aber am anderen Tage wiederkamen, sagte sie ihnen, der Rabbi sei wieder heimlich fortgegangen; und dabei machte sie ein betrübtes Gesicht, als wenn ihr der Kummer darüber am Herzen nagte.

Als die Armen kamen, ließ sie keinen zum Hause herein, obwohl sie im Golde wühlte, da sie mit dem Zauberringe sich wünschen konnte, soviel sie wollte.

Alle Welt wunderte sich über das plötzliche Verschwinden des Rabbi, aber da er schon einmal heimlich fortgezogen war, so beruhigte man sich bald und hoffte zuversichtlich, daß er bald wiederkommen werde.

Inzwischen richtete der Wolf großen Schaden an, zerriß Menschen und Tiere, und niemand konnte ihm beikommen; denn mit der Stärke eines Löwen verband er den Verstand eines Menschen, so daß er alle Fallen vermied, die man ihm stellte. Nur gegen einen Köhler zeigte er sich freundlich, that ihm nichts und hielt sich oft bei dessen Hütte auf.

Als sich aber der Ruf von dem großen und gefährlichen Wolf in der Gegend verbreitete, und daß ihm niemand beikommen könne, so hörte auch der König des Landes davon und machte bekannt, daß, wer des Wolfes Herr würde, es sei lebend oder tot, der sollte sein Eidam werden und nach des Königs Tode die Krone tragen und König sein.

Am Hofe des Königs lebte ein tapferer Ritter, das war einer von des Königs Ratgebern, der ging zum Könige und sprach: „Herr König, sofern Ihr Euer Wort zu halten gedenket, so will ich hinziehen und den Wolf erlegen."

„Das gedenke ich wohl," erwiderte der König, und der Ritter legte seine Rüstung an, nahm die Waffen zur Hand und zog in den Wald, den Wolf zu suchen.

Da traf er den Köhler, zu dem der Wolf oft kam, und sprach zu ihm: „Guter Freund, kannst du mir sagen, wo sich der schreckliche Wolf aufhält, oder wo er seinen Weg hat?"

Als der Köhler das vernahm, erschrak er, denn er fürchtete, der Ritter werde ums Leben kommen, wie mancher andere. Er sprach daher: „Mein werter Herr, ich wollte Euch vielmehr geraten haben, den Wald zu meiden; denn wenn der Wolf Euer ansichtig wird, so ist es um Euer Leben geschehen."

Aber der Ritter erwiderte: „Ich bin deshalb ausgezogen, um den Wolf zu töten; also bitte ich dich, zeige mir, wo er sich aufhält."

„Seid ihr Eures Lebens so müde," sprach der Köhler, „daß Ihr es an den Wolf verlieren wollt?"

Aber der Ritter erwiderte: „Nun zögere nicht länger und führe mich zum Wolf!“

So führte ihn der Köhler dahin, wo der Wolf seinen Weg zu nehmen pflegte, und der Ritter rüstete sich zum Angriff Als sie aber dem Wolfe näher kamen, und dieser merkte, daß es auf ihn abgesehen sei, sprang er auf den Ritter, packte ihn am Halse, warf ihn zu Boden und wollte ihn totbeißen. Aber der Köhler scheuchte den Wolf vom Ritter fort.

Doch kaum hatte der sich erhoben, so wollte er wieder auf den Wolf losgehen; aber der Köhler hielt ihn mit Gewalt zurück. Wie er nun trotzdem sich vom Köhler losriß, um dem Wolfe wieder zu Leibe zu gehen, so ward der Wolf zornig, warf den Ritter zu Boden und wollte ihn zerreißen. Da betete der Ritter laut zu Gott um Beistand. Sogleich ließ der Wolf von ihm ab, und der Ritter erhob sich.

Aber mehr noch: der Wolf wedelte mit dem Schwanze, wie ein Hund, der seinem Herrn schmeichelt, und wich nicht von der Seite des Ritters, wie sehr dieser das auch gewünscht hätte; denn er fürchtete sich noch immer vor ihm.

Doch endlich faßte er Mut, löste seinen Gürtel, legte ihn um den Hals des Wolfes und führte ihn so zur Stadt und vor den König.

Der geriet in Furcht, als er das mächtige Tier sah und bat den Ritter, es wieder fortzuthun. Aber dieser sprach: „Fürchtet nichts von diesem Wolfe, er thut keinem etwas, der ihm nichts thut; des will ich meinen Kopf zum Pfande setzen.“

So blieb der Wolf bei ihm und ward gar wohl gehalten und gepflegt.

Nun gedachte auch der König seines Versprechens und gab dem Ritter seine Tochter zur Frau und eine königliche Mitgift dazu, und als der König gestorben war, wurde der Ritter König an seiner Statt; aber den Wolf hielt er immer noch bei sich.

Eines Winters, als sehr viel Schnee lag, ritt der König auf die Jagd und nahm auch seinen Wolf mit.

Sobald der Wolf ins Freie kam, lief er dem Zuge voraus und scharrte kräftig in dem Schnee. Der König bemerkte es und meinte, der Wolf wolle etwas aufspüren; wie er aber aufmerksamer hinschaute, gewahrte er, daß der Wolf mit seinen Pfoten etwas in den Schnee schrieb.

Da geriet er in großes Staunen und rief: „Mein Lebtage habe ich noch nicht gehört, daß ein Wolf schreiben kann! Sollte dieser Wolf etwa ein verzauberter Mensch sein?" Aber keiner seiner Begleiter war im stande die Schrift zu lesen.

Alsbald sandte er zur Stadt zurück und ließ gelehrte Männer kommen, aber keiner konnte sie lesen.

Endlich aber fand sich einer, der Hebräisch verstand, der sprach zum König: „Das ist der Juden Schrift, und lautet also:

„Lieber König, gedenket der guten Freundschaft, die ich Euch allezeit bewiesen habe! Ich habe in der Stadt Sirel ein Weib, die hat mich mit Hilfe eines Zauberringes verwunschen; wenn ich diesen Zauberring nicht wiederbekomme, so muß ich mein Lebenlang ein Wolf bleiben. Deshalb bitte ich Euch, erweiset auch mir Freundschaft und gehet hin zur Stadt und verschaffet mir den Ring; wo aber nicht, so werde ich Euch zerreißen."

Dann folgte eine Beschreibung des Ringes, damit ihn der König finden könne.

Als der König das gehört hatte, sprach er: „Mein lieber Wolf, dir soll geholfen werden, und sollte es mein Leben kosten."

Alsbald machte er sich mit drei Knechten auf und zog nach der genannten Stadt, ließ die Juden zu sich entbieten und sagte ihnen, daß er die Absicht habe, altertümliche Ringe und Geschmeide zu kaufen; wenn sie dergleichen Sachen hätten, so sollten sie sie ihm bringen, er wollte sie gut bezahlen.

Da sprachen die Juden: „Herr, wir sind arme Leute und haben dergleichen nicht; aber es lebt eine jüdische Frau in unserer Stadt, die hat gar mancherlei Ringe, sowie Geschmeide und Edelsteine."

Da ließ der König sich zu der Frau geleiten, gab sich auch hier für einen Handelsmann aus und sprach:

„Gute Frau, ich höre, daß Ihr mancherlei seltene Altertümer an Gold- und Schmucksachen, insonders Ringe habt. So laßt mich dergleichen sehen, und wenn sie mir gefallen, so will ich sie gut bezahlen."

Als die Frau das hörte, ging sie in ihre Kammer und holte herrliche Dinge, wie sie der König noch nicht schöner gesehen hatte. Er bemerkte aber auch eine Schnur mit Ringen, und darunter einen, auf den die Beschreibung des verzauberten Rabbi paßte.

Sogleich nahm er die Schnur in die Hand, wies auf zwei Ringe, während er den Zauberring verdeckte, und fragte, um welchen Preis sie ihm die Ringe geben wolle.

Sie nannte die Summe, er löste die zwei Ringe von der Schnur, wobei er unbemerkt auch den Zauberring nahm, zahlte den Preis und zog befriedigt heim.

Als er fort war, las die Frau ihre Schätze zusammen, um sie wieder in die Kammer zu thun, und bemerkte nun erst, daß der Zauberring fehlte. Sie wollte fast von Sinnen kommen vor Zorn und Schmerz; aber all ihr Toben und Klagen war umsonst.

Als der König wieder in seiner Hauptstadt war, gab er ein großes Festmahl, und wie sie alle gegessen und getrunken hatten und allerlei Kurzweil trieben, ließ der König auch seinen Wolf holen.

Dieser wußte wohl, daß der König ausgezogen war, um den Zauberring zu gewinnen und daß er daran sein Leben setzen wollte. Er freute sich also, daß sein König wieder daheim war, trat artig in den Saal, blickte den König freundlich an und wedelte mit dem Schwanze.

Da zog der König den Ring aus seiner Tasche und hing ihn dem Wolfe an seine Vorderpfote. Alsbald war der Wolf verschwunden und stand da neben dem Könige ein nackter Mann, und der König warf ihm sofort ein Gewand über.

Zu seinen Gästen aber, die sehr verwundert und erschrocken waren, wie man sich wohl denken kann, sprach er:

„Das ist der Mann, der eben noch ein Wolf gewesen.“ Und dann erzählte er ihnen die ganze Geschichte.

Danach bat der Rabbi um die Erlaubnis in seine Heimat zu ziehen. Und der König sprach: „Mein lieber Freund, ziehe heim in Frieden! Sollte es sich aber so schicken, daß du es nötig hast, so komm wieder an meinen Hof, es soll dir an nichts fehlen.“

Dann ließ er ihm allerlei Geschenke reichen, aber der Rabbi nahm nichts an, sondern sprach: „Du hast genug für mich gethan, daß Du mir den Ring wieder verschafft hast; denn ohne ihn hätte ich mein Leben lang ein Wolf bleiben müssen.“ Er nahm nur etwas Zehrung auf den Weg mit, dann zog er in Freuden seine Straße.

Er sammelte aber wieder eine Schar Jünger um sich, kleidete sie in schwarz Samt und Seiden, wie es gelehrten Männern wohl ansteht, und hielt mit ihnen seinen Einzug in die Stadt.

Aber beim ersten Schritt in dieselbe zog er den Ring hervor und sprach: „Ich wollte, meine Frau würde eine Eselin!“

Mit Windeseile verbreitete sich unter den Juden das Gerücht, der Rabbi wäre wiedergekommen, fünfzig Schüler folgten ihm, und alle wären in Samt und Seiden gekleidet.

Da eilten sie ihm alle hocherfreut entgegen, um ihn zu begrüßen und thaten ihm große Ehre an.

Dann fragte er: „Wo ist mein Weib?“ Und man erwiderte ihm: „Rabbi, sofern ihr nicht erschrecket, so wollten wir Euch wohl sagen, was wir wissen.“ Aber der Rabbi erwiderte: „Behüte Gott, ich erschrecke nicht.“ Da sprachen sie: „Als wir von Eurer Ankunft hörten, eilten wir zuerst zu Eurer Frau, um ihr die Freudenbotschaft zu bringen, aber sie war verschwunden, und keiner weiß, wohin.“

Der Rabbi empfand wenig Kummer darüber und sprach: „Ich meine, sie bleibt eben so lange aus, wie ich ausgeblieben bin und kommt dann wieder.“

Er ging aber wieder an sein früheres Thun, unterhielt und unterrichtete lernbegierige Jünglinge, teilte Almosen aus an die Armen, und alle waren froh.

Einmal aber gab er ein Gastmahl, und dabei sprach er dann: „Ihr lieben Gäste, ich habe ein Gelübde gethan, sobald mich Gott wieder glücklich heimkehren läßt, eine schöne Schule (Synagoge) zu bauen. Das Gelübde will ich nun erfüllen."

„Möge Gott das Werk segnen," riefen sie ihm zu, „daß du es glücklich zu Ende führest!"

Nun mußten Steine und Ziegel zum Bau herbeigeschafft werden, und dazu ließ er sein verzaubertes Weib vorspannen; es wußte aber keiner, daß es sein Weib war. Und wenn sie nicht ziehen wollte, oder sonstwie widerspenstig war, so züchtigte er sie, daß sie ihre Fülle bald einbüßte und gar mager wurde.

Als das Gotteshaus vollendet war, gab der Rabbi wieder ein großes Freudenmahl und lud dazu die ganze Verwandtschaft seiner verzauberten Frau. Und wie sie beim Essen und Trinken fröhlich waren, erzählte ihnen der Rabbi, was seine böse Frau ihm angethan, wie Gott ihm wieder zu seiner Menschengestalt verholfen und daß er das böse Weib deshalb in eine Eselin verzaubert und bei dem Synagogenbau habe arbeiteu lassen.

Da baten alle Verwandten ihn um Gnade für sein Weib, aber der Rabbi blieb unerbittlich, da er die Bosheit seiner Frau genugsam kennen gelernt hatte.

Bald darauf starb der Rabbi hochbetagt und hinterließ seinen Kindern großen Reichtum.

Aber der Ring war verschwunden, und das verzauberte Weib blieb eine Eselin bis an ihr Lebensende.

(R. Mb. 75 a — 77 a.)

19. Der Hüter Israels.

In Konstantinopel verbreitete sich einmal das Gerücht, die Juden hätten einen Nichtjuden getötet. Sogleich erhob sich ein Geschrei, man solle alle Juden erschlagen.

Nun war das im Mittelalter nicht selten, daß man den Juden einen Toten ins Haus warf, um dann die Beschuldigung zu erheben, sie hätten ihn erschlagen und daraufhin gegen alle Juden zu wüten. Daher war die Bestürzung unter den Juden Konstantinopels sehr groß.

Aber der Kaiser ließ etliche Juden zu sich rufen und redete sie also an: „Könnt ihr mir sagen, wie der Satz aus Psalm 121 zu verstehen sei: „Siehe, er schläft und schlummert nicht, der Hüter Israels?“ Und sie erwiderten: „Herr, es geht nicht an, von Gott im Himmel zu sagen, er schlafe oder schlummere nicht; darum will der Satz nur sagen, daß Gott, der Herr, Israel vor allem Bösen behüte.“

Da sprach der Kaiser: „Ihr seid im Irrtum. Der Satz will vielmehr sagen: „Er läßt andere nicht schlafen und nicht schlummern, damit er behüte Israel!“ Vernehmet denn! In verwichener Nacht hab' ich den Schlaf nicht finden können. Da stand ich auf von meinem Lager, legte Kleider an und trat ans Fenster. Und wie ich auf die Straße schaute, bemerkte ich beim hellen Mondschein, wie zwei Männer einen Toten auf ihren Schultern trugen. Sogleich sandte ich zwei von meinen Dienern aus, daß sie hinterdrein gehen sollten, um zu sehen, wohin sie den Leichnam tragen würden. Sie berichteten mir, daß die Männer den Toten in das Haus eines Juden geworfen hätten. Und diese Männer haben die Beschuldigung verbreitet, der Jude habe den Mord begangen, um so wieder einmal ihre Bosheit an den Juden auszulassen. Hätte ich geschlafen, anstatt das nächtliche Thun der Bösewichter zu sehen, so hätte ich müssen unschuldiges Blut vergießen lassen. Das hat Gott nun gnädig verhütet, und darum ist er der Hüter Israels; denn ich will sorgen, daß euch nichts geschehe.“

Dann ließ er die wahren Mörder ergreifen und hinrichten. (W. Mb. No. 184.)


445492
Kuttner
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

